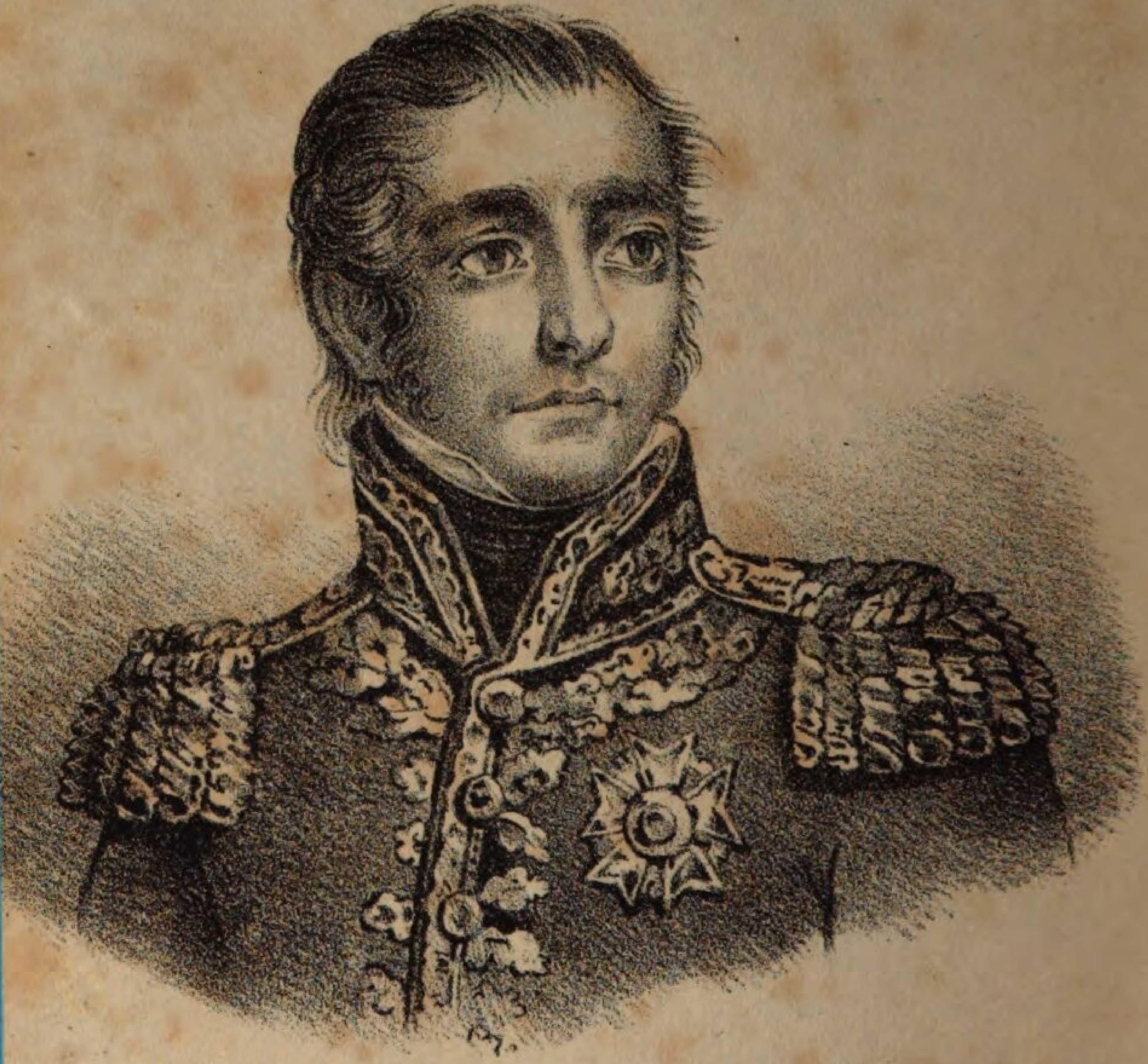

GENERAL SEBASTIANI.

54 B.

Walter Scott's
sämmtliche
Werke.

Neu übersetzt.

Vierundfünfzigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Zwanzigster Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaiser von Frankreich.
Mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von

Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Zwanzigster Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Erstes Kapitel.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Veränderung in Napoleons Regierungsgrundsätzen. — Ursachen hievon. — Er wird gegen Talleyrand und Fouché mißtrauisch. — Er erklärt sich gegen den letztern, wird aber von ihm einstweilen zufrieden gestellt. — Fouché versucht, ohne Vorwissen Napoleons, Englands Ansichten, den Frieden betreffend, zu erforschen. — Sein Plan wird durch ein sonderbares Zusammentreffen mit einem ähnlichen, von Napoleon ohne Wissen seines Ministers vorgebrachten vereitelt. — Fouché wird als Generalgouverneur nach Rom geschickt. — Moralischer und politischer Charakter dieses Mannes — Man bedauert seine Entlassung. — Murren des Volks gegen die österreichische Allianz und ihre vermutheten Wirkungen. — Das Continentalsystem. — Dessen Zweck — Napoleons Unkenntniß der wirklichen politischen Gesinnungen Großbritanniens. — Das Licenzsystem. — Dessen Beschaffenheit und Wirkungen. — Ludwig Buonaparte. — Er versucht vergebens die nachtheiligen Folgen des Continentalsystems von Holland abzuwenden. — Er entsagt dem Thron und zieht sich nach Grätz in Steyermark zurück. — Holland wird mit dem französischen Kaiserreiche verbunden. — Durch diesen Schritt wird Napoleon bei dem Volke sehr unbeliebt.

Seit dem Jahre 1804, wo Buonaparte unumschränkter Herr der französischen Republik geworden

war in seinen Regierungsgrundsätzen und in der Wahl seiner Rathgeber und Minister allmählig eine Veränderung vorgegangen. Während der ersten zwei Jahre und darüber hatte er nach den Grundsätzen eines eingeschränkten Monarchen regiert, der die besten Talente, die er unter seinen Unterthanen findet, benützt, und Achtung für jene beweist, die durch die politische Rolle, die sie gespielt haben, oder durch ihre Popularität ausgezeichnet sind. Unter seinen damaligen Rathgebern bemerken wir mehrere Revolutionshäupter — Männer, die, obgleich sie aus verschiedenen Motiven Napoleons Erhebung mit Gleichmuth gesehen und vielleicht gar sein Aufstreben, als er noch ihres Gleichen war, unterstützt hatten, dennoch das erste Verhältniß, in dem sie zu ihm gestanden, stets im Andenken behielten.

Diese Staatsmänner riethen dem Kaiser um so freimüthiger, da sie sich einer Zeit erinnerten, wo sie mit ihm auf derselben Stufe und vielleicht wohl gar auf einer höhern, als er, gestanden.

Dieser Abschnitt seiner Regierung, in welchem Napoleon den wilden und mächtigen Flug seines Ehrgeizes durch den Rath Anderer einigermaßen zügeln und leiten ließ, ist wohl der preiswürdigste und gewiß der nützlichste, wenn auch nicht der glänzendste Theil seiner Laufbahn. Wie aber stufenweise seine Macht zunahm und an Festigkeit gewann, fing der Kaiser an, jene Klasse gefälliger Minister vorzuzie=

hen, die lieber seine Entwürfe durch neue Gründe unterstützten, als dieselben ohne Schonung tadeln und bekämpfen mochten.

Daß Napoleon in diesen Irrthum verfiel, läßt sich durch den Gang seiner Geschichte, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch entschuldigen. In dem Gefühle, daß er der einzige Urheber und größtentheils auch der Vollstrecker seiner riesenhaften Plane sey, kam er auf den Gedanken, daß er, der so Vieles thue, wohl auch Alles thun könne. Er hatte die Entwürfe, die von ihm ausgegangen waren, mit Hülfe seines militärischen Genies auszuführen gewußt; und so schien das für andere Fürsten so unerläßliche Gutachten der Rathgeber einem Herrscher entbehrlich zu seyn, der im Kabinet wie auf dem Schlachtfelde sich selbst genügte. Dies war aber ein Trugschluß, obgleich er durch Thatsachen bestätigt schien. Es mag seyn, daß, wenn Napoleon sich mit seinen Ministern berieth, diese keine eigenen Anträge stellten, und daß er in allen wichtigen Angelegenheiten die Initiative nahm. Es blieb aber immer von großer Wichtigkeit, daß seine Plane kritisch erwogen, und von Männern geprüft wurden, die, durch eine langjährige Erfahrung belehrt, sich nicht leicht täuschen ließen und Muth genug hatten, ihre Meinung frei herauszusagen. Das Gutachten von Männern, wie Talleyrand und Fouché, wirkte voreilig gefaßten oder mit Eigensinn festgehaltenen Ent-

schlüssen hemmend entgegen; der Einfluß dieser Männer, der sich nur in dem kaiserlichen Kabinet kund gab, kann dem unsichtbaren Kiel eines Schiffes verglichen werden, der dasselbe auf den Wogen im Gleichgewicht erhält und die Kraft zügelt, durch welche es von den schwellenden Segeln fortgetrieben wird; oder dem Pendel einer Uhr, durch welchen das Triebwerk geregelt wird. Obgleich aber Napoleon diese Vortheile nicht verkennen konnte, so vermochte er doch dem Argwohn nicht zu widerstehen, daß die genannten Staatsmänner, statt sich in eine von ihm ganz abhängige Lage zu fügen, nicht ermangeln würden, in Beziehung auf die Regierung und das Volk ihre besondern Interessen zu verfolgen.

Der Charakter von Talleyrand und Fouché begründete allerdings einen solchen Verdacht. Sie hatten sich in der französischen Revolution hervorgethan, noch ehe Napoleons Name gehört wurde, waren mit allen den Triebfedern derselben bekannt, und hatten, wie Buonaparte vermuthete, den Willen und sogar die Macht, in einer möglichen Staatskrisis entscheidender aufzutreten, als es sich mit seiner Politik vertrug. Er hatte sie zwar mit Reichthum überhäuft; aber die Stimme in seinem eigenen Busen mußte ihm sagen, daß Reichthum nur ein geringer Ersatz für den Verlust politischen Einflusses sey. Er ahndete mit einem Wort, daß die großen Verdienste, die Talleyrand als Minister der auswärtigen Angelegen=

heiten, und Fouché als Polizeiminister ihm leisteten, beide mit der Zeit zu seinen unentbehrlichen und gewissermaßen von ihm unabhängigen Gehülfen machen könnten. Und dann war er nicht gewiß, ob sie nicht in Verbindung mit einer politischen, Philadelphia genannten Gesellschaft geblieben, die aus alten Republikanern und aus Anhängern anderer politischen Systeme bestand, die alle darin einig waren, daß sie einen gewissen Grad von Freiheit erstreben wollten, entweder durch eine kluge Benutzung der wenigen, durch die kaiserliche Verfassung gegebenen Oppositionsmittel, oder irgend eines Unglücks, das den Kaiser befiel und ihrer Stimme mehr Gewicht geben konnte.

Napoleons Argwohn auf seine Minister beruhte aber nicht blos auf leeren Vermuthungen. Während seines Aufenthalts in Spanien erhielt er Nachrichten, die anzudeuten schienen, daß sich in der gesetzgebenden Versammlung eine Partei bilde, deren Zweck es sey, sich dem kaiserlichen Willen zu widersetzen. Diese Versammlung stimmte, wie erinnert werden muß, durch Kugeln ab; und groß war das Erstaunen und der Schrecken derselben, als bei der Abstimmung über eine von der Regierung vorgeschlagene Maßregel die Zahl der schwarzen Kugeln, d. h. der verneinenden Stimmen, bis auf hundert und fünfundzwanzig, das volle Drittel der Stimmgebenden, stieg.

Eine offizielle, am 4ten December zu Valladolid ausgefertigte Note belehrte die anmaßenden Dissidenten, daß das von ihnen so kühn geübte Recht, die ihnen im Namen des Kaisers vorgelegten Gesetze zu verwerfen, nur ein Blendwerk sey und der kaiserlichen Gewalt durchaus keinen Abbruch thun dürfe. Die Worte Napoleons, des Freundes freisinniger Institutionen, wie er sich nennen ließ, sind höchst merkwürdig. „Die Uebel, unter denen wir gelitten haben," sagt er, „sind zum Theil die Folge einer überspannten Idee, nach welcher die gesetzgebende Versammlung sich als die Vertreterin der Nation hat ansehen wollen; diese Idee ist nicht nur grundlos, sondern selbst verbrecherisch, in soferne sie einen Anspruch auf die Repräsentation in sich schließt, die dem Kaiser allein zukommt. Die gesetzgebende Versammlung sollte eigentlich der gesetzgebende Rath heißen; es steht ihr keine Gesetzgebung zu, da sie kein Gesetz vorschlagen darf. In der constitutionellen Hierarchie sind der Kaiser und die Minister, als seine Organe, die ersten Vertreter des Volkes. Wenn andere, sogenannte constitutionelle Ansprüche die Grundsätze unserer monarchischen Verfassung überwältigen sollten, so wäre Alles verloren."

Dieses ist verständlich genug und beweist, daß die monarchische Verfassung Frankreichs, wenn auch [nic]ht in der Ausübung, doch in der Theorie, auf

derselben despotischen Basis beruhte, wie die in Konstantinopel bestehende Verfassung, nach welcher die Ulemas oder Gesetzkundigen zwar das erweisliche Recht haben, sich den Edikten des Großherrn zu widersetzen, aber Gefahr laufen, im Falle sie davon Gebrauch machen wollen, in einem Mörser zerstoßen zu werden. Ein Mitglied der französischen gesetzgebenden Versammlung hätte aber vielleicht doch ungestraft fragen dürfen: erstens, wer denn durch diese vom Volke, freilich nicht unmittelbar, gewählte Versammlung vertreten werde; zweitens, was die Bedeutung derselben im Staate sey, wenn sie die ihr in Gemäßheit der Verfassung vorgelegten Gesezzesentwürfe nicht verwerfen dürfe.

Napoleon überließ sich dem Verdachte, daß eine solche, von einer sonst so gefälligen Versammlung so plötzlich bewiesene Widerspenstigkeit ein Werk von Talleyrand und Fouché seyn möchte. Sobald er daher wieder in Paris zurück war, sprach er mit dem letztgenannten Minister von der Empörung der gesetzgebenden Versammlung, und verlangte von ihm zu wissen, was er von seinen dagegen getroffenen Maßregeln denke. Allein Fouché war zu sehr daran gewöhnt, die Gedanken Anderer auszuspähen, als daß er sich selbst so leicht hätte ausforschen lassen. Er bewunderte und pries den gebieterischen Ton der amtlichen Note, und versicherte, ein Staat könne nur auf diese Weise regiert werden, und wenn ir-

gend eine verfassungsmäßige Behörde auf Volksvertretung Anspruch mache, so bleibe dem Herrscher nichts übrig, als dieselbe aufzulösen. „Hätte Ludwig der Sechzehnte," sagte der Minister, „sich auf diese Weise benommen, so könnte er jetzt noch am Leben und König von Frankreich seyn." Buonaparte sah mit Verwunderung auf seinen so redefertigen Minister, der jetzt Gesinnungen aussprach, die gegen die Maximen seines frühern politischen Lebens so sehr abstachen. „Und doch haben Sie," sagte der Kaiser, „so viel ich weiß, auch für den Tod Ludwigs des Sechzehnten gestimmt?"

„Allerdings," erwiederte der geschmeidige Staatsmann, der sich nicht außer Fassung bringen ließ, „und es war dies der erste Dienst, den ich Euer Majestät zu leisten die Ehre hatte."

Diese höfliche Antwort rettete den Minister für den Augenblick, konnte aber Napoleons Argwohn gegen Fouché nicht entwaffnen, der als vieljähriger Chef der Polizei zu großer Macht gelangt, höchst gewandt und listig war, und der nach vielen Anzeichen damit umging, sich unentbehrlich und selbst furchtbar zu machen, und sich dadurch eine gleichsam selbstständige Gewalt zu verschaffen.

Fouché hat selbst bekannt, er habe während seiner Amtsführung die Erweiterung und Befestigung seiner Macht nie aus den Augen verloren; auch suchte er sowohl zur Beförderung seiner Popularität,

als aus Achtung für Tugenden, die er selbst nicht besaß, die Pflichten seines Amtes auf die für die Individuen schonendste Weise zu erfüllen. Seine Art, Geschäfte mit dem Kaiser abzumachen, ist von ihm selbst also beschrieben worden. Einem Manne von Stande, einem der sogenannten Detenus, dem sehr daran lag, aus dem Lande, in das er gebannt war, endlich zu entkommen, war es gelungen, Fouché für sich zu gewinnen. Er hatte mehr als einmal von diesem Staatsmanne die Versicherung erhalten, daß ihm ein Paß bewilligt werden würde, allein es fehlte immer noch an der Unterschrift des Kaisers; und Fouché, der nachgerade befürchtete, sein guter Wille möge endlich in Zweifel gezogen werden, begann eines Morgens in Gegenwart unseres Gewährsmannes und eines sehr ausgezeichneten französischen Generals über die Verzögerung dieser Sache sich auf folgende Weise zu äußern:

Er sagte zu dem General: „Sie sind gewiß sehr brav?"

„Das will ich meinen!" antwortete dieser in demselben scherzhaften Tone — „brav wie hundert Löwen!"

„Aber ich," fuhr der Staatsmann fort, „kann mich noch eines Bessern rühmen. Sehen Sie, ich verlange eine Gunst, die Befreiung eines Freundes oder dergleichen; ich erlaure den glücklichen Augenblick des Zutritts, den Augenblick der Ueberredun

bin einschmeichelnd, beredt, gelange endlich durch Anführung von Gründen oder durch meine Zudringlichkeit zum Ziele. Den andern Tag wird das Papier, das die erbetene Gunst bestätigen soll, zurückgewiesen, vielleicht zerrissen, oder unter einen Haufen von Bittschriften geschoben. Da zeige ich dann meinen ganzen Muth, ich bringe die nicht erhörte Bitte wieder und wieder vor, und, was vielleicht der Gipfel der Vermessenheit ist, ich berufe mich auf ein Versprechen, das, einmal gegeben, nur durch die pünktliche Erfüllung gelöst werden kann."

Das ist offenbar die Sprache eines Ministers, der zwar noch Einfluß hat, aber in der Gnade seines Herrschers gesunken und der Gegenstand seiner Eifersucht geworden ist, dem zwar eine persönliche Bitte schicklicherweise nicht wohl abgeschlagen werden kann, dem man aber das nur ungern Versprochene nur spät und auf eine wenig verbindliche Weise gewährt.

Da Fouché mit seinem argwöhnischen und eifersüchtigen Herrn auf einem solchen Fuße stand, so müssen wir über die Kühnheit erstaunen, mit der er unberufen sich sowohl in dessen häusliche als öffentliche Angelegenheiten zu mischen wagte. Jenes hatte er durch seine Intrike mit Josephinen wegen der Ehescheidung versucht, und weil er sich aus dieser Geschichte ohne Verlust an Ansehen und Macht [gez]ogen, mochte ihm dies den Muth geben, in ei-

ner eigentlichen Staatsangelegenheit gleichfalls die Initiative zu ergreifen, und zwar die Möglichkeit eines Friedens mit England zu sondiren.

Es läßt sich mehr als ein Grund denken, warum Fouché in dieser höchst wichtigen Angelegenheit ohne Vorwissen und Einwilligung Napoleons den ersten Schritt that. Er wußte, daß sein Herr schon durch seine Art zu unterhandeln es gleich von vorne her ein unmöglich machen würde, die Bedingungen, unter welchen Großbritannien zum Frieden geneigt seyn möchte, zu erfahren, da er seiner Gewohnheit nach Präliminarien vorgeschlagen haben würde, die Großbritannien vielleicht nicht annehmen und er nicht wieder zurücknehmen konnte. Wenn demnach Fouché durch irgend ein Mittel erfahren konnte, auf welche Bedingungen Großbritannien zu unterhandeln geneigt seyn möchte, so erwarb er sich um Frankreich, Großbritannien, um Napoleon selbst und die ganze Welt allerdings ein großes Verdienst. Von dem Herzog von Otranto war jedoch kaum zu erwarten, daß er sich aus reiner Liebe zum allgemeinen Beste der Ungnade oder sogar einer persönlichen Gefahr aussetzen würde. Allein diejenigen, die sich lange mit politischen Intriken abgegeben haben, gewöhnen sich ulezt so sehr daran, daß sie, wie die Spieler von dem Spiele, nicht mehr davon lassen können, und dann konnte sich Fouché durch das Gelingen einer solchen Unterhandlung allerdings

großen Vortheil versprechen. Gelang es ihm, den Preis zu erfahren, um welchen Napoleon den Frieden, nach dem alle Welt sich sehnte, erhalten konnte, so mußte er, sowohl in Frankreich als im Auslande, großen Einfluß auf die öffentliche Meinung gewinnen und ein höchst bedeutender Mann werden; gelang es ihm ferner, diese Kenntniß auf eine vortheilhafte Weise zu benützen und einen so höchst wichtigen Vertrag abzuschließen, so kam er bei Napoleon in die Stellung jener in der Geschichte oft vorkommenden Minister, die man nicht mehr entbehren, nicht mehr los werden kann, wenn man sie auch nicht leiden mag.

Aus solchen und vielleicht aus andern Beweggründen, die weniger am Tage liegen, sah sich Fouché nach den Mitteln und Zugeständnissen um, durch welche Englands Eifersucht gegen Frankreich beschwichtigt werden könnte, hoffend, daß das brittische Ministerium, durch den Austritt des Herrn Canning geschwächt, und durch die Niederlage der spanischen Patrioten und den unglücklichen Ausgang der Expedition von Walchern entmuthigt, zu einem Vergleiche nicht ungerne die Hand bieten würde. Er versprach sich nicht wenig von dem Anerbieten, die Unabhängigkeit Hollands und Spaniens, so wie die Herrscherrechte des Königs von Sizilien und des Hauses von Braganza anzuerkennen, bedachte aber nicht, daß die Unabhängigkeit der genannten Staaten,

so lange sie von den Brüdern Napoleons wie von französischen Präfecten, die man auch abschaffen konnte, regiert wurden, ohne Bedeutung war. Herr Ouvrard, der die Erlaubniß erhalten hatte, in Handelsgeschäften nach London zu reisen, ward von Fouché beauftragt, diese kitzliche und heimliche Unterhandlung mit dem Marquis von Wellesley anzuknüpfen, die jedoch durch einen seltsamen Umstand vereitelt wurde.

Auch Napoleon war auf den Gedanken gekommen, zu erforschen, unter welchen Bedingungen der Friede Statt finden könne, und da er schon zweimal vergebens versucht hatte, durch eine unmittelbare Korrespondenz mit dem König von England zu seinem Zwecke zu gelangen, so verfuhr er diesmal wie sein Minister, indem er Herrn Labouchere, den Geschäftsmann eines großen holländischen Handelshauses, zu seinem Unterhändler mit der brittischen Regierung bestellte. Und so geschah es, daß Ouvrard und der Agent des Kaisers, die beide nichts von einander wußten, zu gleicher Zeit mit dem Marquis von Wellesley, der, von seiner Sendung nach Spanien zurückgekehrt, jetzt Kriegssekretär war, in Korrespondenz traten. Der brittische Staatsmann, über dieses Zusammentreffen nicht wenig verwundert, schöpfte Verdacht, glaubte, daß es auf einen Betrug abgesehen sey, und brach sowohl mit Ou-

vrard als mit seinem Mitbewerber allen diplomatischen Verkehr ab.

Es ist in der That zum Verwundern, daß Fouché durch einen so höchst eigenmächtigen und verwegenen Streich sich eben nur die Ungnade seines Herrn zuzog. Der Kaiser ließ ihn kommen und sagte ihm, nachdem er ihn zum Geständniß seiner Schuld gebracht: „Sie machen also Friede oder Krieg ohne meine Erlaubniß?" Die Folge war, daß Fouché sein Amt eines Polizeiministers an Savary abgeben mußte und bald darauf als Generalgouverneur von Rom in ein ehrenvolles Exil geschickt wurde. Es kostete aber den Kaiser nicht wenig Mühe, den Klauen seines gewesenen Ministers die vertraulichen Noten zu entreißen, die er über polizeiliche Gegenstände zu dessen Belehrung eigenhändig niedergeschrieben hatte. Fouché beharrte lange auf der Aussage, daß er diese Papiere den Flammen übergeben habe; und erst, als ihm mit dem Kerker gedroht ward, verstand er sich dazu, die kaiserlichen Vollmachtsbriefe auszuliefern, die wohl manches wichtige historische Dokument enthalten haben mögen. So trat Fouché auf einige Zeit vom Schauplatze ab. Wir werden aber diesem kühnen Staatsmanne in den spätern Perioden dieser Geschichte wieder begegnen, wo sein Erscheinen, wie von gewissen Seevögeln bemerkt wird, fast immer Sturm und Gefahren verkündete.

Der moralische Charakter dieses Mannes war freilich fast unter aller Kritik; allein er besaß große Fähigkeiten; durch ein sehr richtiges Urtheil geleitet, ergriff und empfahl er in manchen Fällen, wenn nicht aus höheren Beweggründen, so doch aus Politik, sehr gemäßigte und wohlthätige Maßregeln. In anderer Beziehung waren ihm auch nicht wenige Franzosen gewogen, vorzüglich diejenigen, die, im Rückblick auf die Geschichte ihres Vaterlandes, die erst so heißersehnte und so schnell wieder verschwundene Freiheit mit Schmerzen vermißten — eine Freiheit, die sie eigentlich gar nie genossen hatten, und deren Wiederherstellung, so viel er konnte, zu begünstigen Fouché im Rufe stand. Die noch übrigen strengeren Republikaner mochten es an ihm tadeln, daß er sich in die Zeit fügte; doch achteten sie ihn als eine Reliquie der Revolution, und hatten bei verschiedenen Anlässen sich seines Schutzes zu erfreuen gehabt. Auch gegen die Royalisten war er sehr nachsichtig und gefällig gewesen, so daß selbst einer der kühnsten Agenten der Bourbons sich dadurch ermuthigt fand, bis zu ihm zu dringen und den Versuch zu machen, ihn für die Sache der exilirten Familie zu gewinnen. Fouché wies zwar den Versucher auf das bestimmteste zurück, ließ ihn aber doch nicht verhaften, sondern gewährte ihm eine Frist von vierundzwanzig Stunden, um über die

Grenze zu kommen. Sonach ist begreiflich, warum die Entlassung des Herzogs von Otranto von Vielen sehr ungerne und nicht ohne Besorgnisse gesehen wurde.

Diese Besorgnisse wurden noch um Vieles durch den Umstand vermehrt, daß die furchtbare Amtsgewalt des Polizeiministers kurz vor der Entlassung des Herzogs einen größern Umfang erhalten hatte. Bis dahin war das Schloß Vincennes das einzige Staatsgefängniß gewesen, jetzt wurde die Zahl der Staatsgefängnisse bis auf sechs *) gebracht. Es wurden dazu meistens alte gothische Gebäude in verschiedenen Provinzen des Reiches gewählt. Diese Bastillen waren zur Aufnahme von solchen Individuen bestimmt, die zwar keines Verbrechens überwiesen, wegen ihren gefährlichen Grundsätzen aber nicht wohl auf freiem Fuße gelassen werden konnten. Ein Geheimenrathsbefehl, der im Grunde doch nur den allerhöchsten kaiserlichen Willen aussprach, sollte als Verhaftsbefehl (Lettre de cachet) dienen. Diese Maßregel ward am 3ten März 1810, nach einem diesfalls von Fouché erstatteten Berichte, von dem Staatsrathe beliebt. Man wußte aber gar wohl, daß in diesem, wie in andern ähnlichen Fällen, derjenige Departementschef, der eine solche

*) Saumur, Ham, Landskaonne, Pierre-Chatel und Fenestrelle.

Maßregel in Vorschlag brachte, jederzeit auch das Gehässige derselben auf sich nehmen mußte; man legte daher dem Polizeiminister diesen neuen Eingriff in die öffentliche Freiheit keineswegs zur Last, weil man überzeugt war, daß solcher nur das Werk Napoleons und seines geheimen Rathes sey.

Ein anderer für Napoleon ungünstiger Umstand war der, daß die Beobachter der Zeitereignisse in der Entfernung der alten republikanischen Rathgeber und in den strengeren Maßregeln gegen die politischen Widersacher eine Wirkung der Verbindung mit Oesterreich erkennen wollten. Viele Franzosen würden es gar nicht getadelt haben, wenn Napoleon, als Erbe der Revolution und unter Berufung auf die ihm durch diese gewordenen Rechte, so despotisch wie Danton, Robespierre und Andere geboten hätte. Diese konnten sich aber nicht darein finden, daß der Kaiser Napoleon, der die höchste Gewalt auf eine tausend Mal gelindere Weise übte, sein Herrscherrecht und seine Ansprüche auf den Gehorsam seiner Unterthanen auf seine Verbindung mit einem der alten europäischen Häuser stützen wollte, welchem die Grundsätze der Revolution einen ewigen Krieg erklärt hatten. Jede politische Sekte hat ihre Fanatiker, und unter den alten Jakobinern gab es vielleicht nicht wenige, die es vorgezogen haben würden, unter dem schrecklichen Beile der republikanischen Guillotine zu sterben, als eine längere oder kürzer-

Zeit nach dem Willen des Eidams des Kaisers von Oesterreich im Kerker zu schmachten. Solche Ansichten, wie ungereimt sie auch waren, und wie sehr sie auch mit der ruhigen, friedlichen und tadellosen Marie Louise im Widerspruch standen, die von niemand bezüchtigt werden konnte, einen politischen Einfluß auf ihren Gemahl üben zu wollen, fanden doch Eingang, selbst in den höhern Zirkeln. Einiges schien allerdings dafür zu sprechen: Buonaparte hatte Oesterreich zu einer Zeit geschont, wo dieses zu seinen Füßen lag, und eine Gemahlin aus dessen Kaiserhause gewählt, wahrscheinlich um durch eine Verbindung mit dem alten Herrscherstamme von Habsburg alle Vorrechte der Legitimität zu erstreben. Die Folge davon war, daß er die revolutionären Grundsätze immer mehr aufgab und sich immer mehr von den Genossen zurückzog, die ihm zur höchsten Macht verholfen hatten; und durch diese Veränderung, die nicht sowohl seine Gewalt selbst, als die Grundlage derselben betraf, brachte er viele Republikaner gegen sich auf, ohne die Aristokraten für sich zu gewinnen. Fürwahr, wenn Napoleons Recht auf die Souverainität, abgesehen von seinem Besitzstande und von seinen Mitteln, denselben geltend zu machen, erwogen wurde, so unterlag er gewissermaßen demselben Tadel, wie die Fledermaus in der Fabel. Die Demokraten warfen ihm seine Verbindung mit einem Hause vom alten Regimente vor —

die Aristokraten läugneten die Rechtmäßigkeit seiner, aus der Revolution hervorgegangenen Gewalt.

So dachten indessen nur die Vorfechter und Zeloten der beiden Faktionen; die Masse des französischen Volkes würde sich um das Fundament der Herrscherrechte Napoleons wenig bekümmert haben, hätte er seinen Unterthanen und sich selbst eine kurze Erholung von Kriegen und Eroberungen gönnen mögen. Die Aussicht auf Ruhe trübte sich jedoch mit jedem Tage mehr; neue Ereignisse schienen neue Erwerbungen zu gebieten. Zum Unglück für Frankreich, so wie für andere Länder war die Möglichkeit einer Gebietsvergrößerung für Napoleon jederzeit auch ein hinreichender Grund, dieselbe zu versuchen; sie war durch ihre Ausführbarkeit in seinen Augen stets gerechtfertigt.

Nachdem ihm der Versuch, mit England Friedensunterhandlungen anzuknüpfen, durch die Dazwischenkunft von Fouché mißlungen war, sann er wieder mehr als je auf den gänzlichen Ruin dieses Landes und auf die Vernichtung aller seiner Hülfsquellen; das Mittel hiezu sah er in der strengen Handhabung und Erweiterung des sogenannten Continentalsystems, durch welches aller Handel vernichtet, und jede Nation, wie in der barbarischen Vorzeit, auf ihre eigenen Produkte beschränkt werden sollte, wie wenig diese auch ihren wirklichen oder

eingebildeten, durch ihre Fortschritte in der Civilisation herbeigeführten Bedürfnisse entsprechen mochten.

Wie die meisten Ausländer, verstand Napoleon nur wenig oder gar nichts von den in England geltenden constitutionellen Ansichten und Grundsätzen. Er kannte zwar den Charakter der Franzosen und Italiener, wie er durch die Regierung und die Gewohnheiten in beiden Ländern geworden ist; diese Kenntniß setzte ihn aber noch nicht in den Stand, den englischen Charakter richtig zu beurtheilen, so wenig als die genaueste Kenntniß des Steigens und Fallens des mittelländischen Meeres, welches etwa sechs Zolle beträgt, einen Seefahrer befähigen würde, den Kampf mit der gewaltigen Fluth zu bestehen, die sich an der Küste der brittischen Inseln schäumend bricht. Die Nachrichten, die Buonaparte aus diesem feindlichen Lande erhielt, deutete er stets nach seinen Wünschen, und wenn sie ihm durch Kundschafter mitgetheilt wurden, so waren sie begreiflicherweise übertrieben. Es war eben nicht schwer, einen Staatsmann zu täuschen, der den wahren Zustand von Nordbritannien so wenig kannte, daß er glaubte, die Sicherheit der regierenden Familie könne durch das Erscheinen eines Abkömmlings der Stuarts in Schottland gefährdet werden. Sein Irrthum ging so weit, daß er jedes scharfe Wort, das im Parlament gesprochen wurde, für einen Aufruf zur Empörung hielt, — daß er in jedem vorüberge=

henden Auflauf, in jedem Zeichen einer, durch irgend einen Grund veranlaßten Unzufriedenheit des Volkes den Anfang eines allgemeinen Aufstandes sah. Er konnte sich durchaus nicht überzeugen, daß solche Störungen und hitzigen Debatten in der ganz eigenen Verfassung Englands und in dem Charakter des englischen Volkes ihren Grund haben, und daß sie, so unangenehm und unziemlich sie auch seyn mögen, doch, wie gewisse Hautgeschwüre an dem menschlichen Körper, durch die sich der Krankheitsstoff einen Ausgang verschafft, der innern Gesundheit zuträglich sind.

In solchen Irrthümern befangen, glaubte Napoleon im Jahre 1810 in England die Folgen seines Continentalsystems wahrzunehmen.

Die sogenannten Luddisten trieben damals großen Unfug in den Manufakturbezirken Englands; es ist bekannt, daß sie auf die Zerstörung der künstlichen Weberstühle, durch welche ein großer Theil der Handarbeit bei dem Weben entbehrlich wurde, ausgingen. Dieser Unfug hätte Statt finden können, wenn auch nie von dem Continentalsystem die Rede gewesen wäre; die Unzufriedenheit, die dazu Anlaß gab, wird sich allemal zeigen, wenn durch die Einführung von Maschinen eine große Anzahl von Handarbeitern für den Augenblick brodlos gemacht wird. Allein Napoleon zweifelte nicht im geringsten, daß diese Unzufriedenheit und die Heftigkeit der Parlamentsdebatten einzig dadurch entstanden seyen, daß

er dem brittischen Handel recht wehe gethan habe. Er ließ es sich deßwegen auch, wie wir sogleich sehen werden, mehr als je angelegen seyn, in ganz Europa jede Rhede, jeden Hafen, jeden Schlupfwinkel, durch welchen Mousselin und Baumwollenwaaren eingeführt werden konnten, auf das genauste zu verschließen. Da er auf dem ganzen Festlande, Rußland und das „bedrängte“ Spanien ausgenommen, unumschränkt gebot, so können wir ihn füglich mit einem sorglichen Thurmhüter oder Stockmeister vergleichen, der zu bestimmten Stunden sein dunkles Gebiet durchwandert, mit dem Hammer an jeden Riegel schlägt, und hört, ob er auch den rechten Ton gibt, und jedes Schloß untersucht, um sich zu überzeugen, daß durchaus kein Verkehr mit der freien Außenwelt möglich sey. Und so war der Handel, das seidene Band, das Nationen an einander knüpft, der für alle Staaten so wohlthätig ist, ohne welchen einige sogar nicht einmal bestehen könnten, in Gefahr, ganz aufgehoben zu werden, wenigstens in soweit, als er nicht durch das Licenzsystem getrieben wurde.

Die Annahme dieses Systems, das großentheils demselben Continentalsystem entgegen wirkte, das allen neutralen Mächten mit so unerbittlicher Strenge aufgedrungen wurde, war ein seltsames Opfer, das Napoleon zum Theil der Nothwendigkeit, zum Theil seiner eigenen Habsucht zu bringen sich bewogen fand.

Das Licenzsystem war eine Milderung des Continentalsystems, zu der England das Beispiel dadurch gegeben hatte, daß es solchen neutralen Schiffen, die aus seinen Häfen mit einer partiellen Ladung von englischen Fabrikaten oder Kolonialwaaren ausliefen, seinen Schutz verlieh. Es war dies, wie man in der Handelssprache sagt, ein eigentliches Geschäft — die brittische Waare wurde wirklich gekauft, von solchen, die dieselbe irgendwo auf dem Continent mit Gewinn absetzen zu können glaubten. Buonaparte ertheilte auf gleiche Weise sogenannte kaiserliche Licenzen für schweres Geld, durch welche Kauffahrteischiffen gestattet wurde, ein gewisses Quantum von Kolonialwaaren einzuführen, unter der Bedingung, französische Fabrikwaaren von gleichem Werthe dagegen auszuführen. Dieses System unterschied sich von dem englischen dadurch, daß das Verlangen nach französischen Waaren durchaus fingirt war. Man bedurfte dieser Waaren in England nicht, sie konnten dort nicht ohne Entrichtung von schweren Zöllen auf den Markt gebracht werden, und wurden oftmals in die See geworfen, um den englischen Zoll zu umgehen.

Von Büchern, die auf diese Weise ausgeführt und die solchergestalt vernichtet wurden, sagten die Witzlinge, sie seyen ad usum Delphini bestimmt. Der Kaufpreis dieser französischen Waaren, die zufolge des Licenzsystems ausgeführt werden mußten, wurde

auf die Kolonialwaaren, den eigentlichen und einzigen Gegenstand dieses Handels, geschlagen. Wenn also die französischen Fabrikanten einigen Gewinn aus diesem Geschäfte zogen, so entstand derselbe nicht durch die Ausfuhr und den Verkauf ihrer Waaren im Auslande, sondern aus dem Verkauf der Kolonialwaaren, die nun um so mehr im Preise stiegen und von den französischen Consumenten bezahlt werden mußten.

Der Reiz dieses erzwungenen Verkehrs war die bereits erwähnte Unentbehrlichkeit der Kolonialprodukte und der große Gewinn, den die Licenzen der französischen Regierung abwarfen. Diese vermehrte durch dieses Monopol nicht wenig den Schatz, welchen die Gewölbe des Pavillons Marsan in den Tuillerien kaum mehr fassen konnten.

Alles, was der Minister Napoleons in Beziehung auf dieses System zu den auswärtigen Staaten, die dadurch litten, sagen konnte, lief demnach auf Folgendes hinaus :— „Ihr müßt Eure Häfen den englischen Waaren verschließen, denn wenn Ihr dies nicht thut, so kann der Kaiser Napoleon England nicht zur Vernunft bringen. Indem Ihr aber solchergestalt auf allen Passiv- und Activhandel verzichtet, behält sich der Kaiser das Recht vor, ausschließlich mit brittischen Waaren Handel zu treiben. Sollten Euch diese Waaren auf einem andern

Wege zukommen, so unterliegen sie der Confiscation, und sollen sogar vertilgt werden."

In einer spätern Periode bereute es Napoleon gar sehr, daß er durch den Gewinn, den er aus dem Licenzenhandel zog, sich habe bewegen lassen, das Continentalsystem zu mildern. Es war dies die Reue eines rachesüchtigen Freibeuters, der es bedauert, seinen Feind, den er schon bei der Kehle gefaßt hatte, wieder losgelassen zu haben, um die Tasche eines Nebenstehenden zu leeren. Die Ungerechtigkeit, die neutralen Mächte von einem gewinnbringenden Handel auszuschließen, den Frankreich nach Gefallen trieb, war so schreiender Art, daß die bloße Erwähnung derselben zu jeder andern Zeit, als während der unwiderstehlichen Ueberlegenheit Napoleons, ganz Europa empört haben würde.

Die Weigerung, sich in ein so hartes und ungerechtes System zu fügen, veranlaßte den Fall von zwei europäischen Thronen, bis solches zuletzt das Mittel wurde, den Thron Napoleons selbst zu untergraben.

Der Erste, der diese Weigerung büßen mußte, war der König von Holland, Ludwig Buonaparte, der Bruder Napoleons. Ludwig war nach allen Nachrichten ein liebenswürdiger, gutgesinnter, rechtlicher Mann, von einer etwas romantischen Sinnesart und einer melancholischen Stimmung, die sich durch sein Studium der sentimentalen Philosophie von Rousseau

noch weiter ausbildete. Napoleon nannte ihn einen Ideologen, d. h. einen Menschen, der in seinen Handlungen mehr die Grundsätze des Rechts, als den augenblicklichen Nutzen zu Rathe zieht. Sein häusliches Verhältniß war nicht das angenehmste; er stand nicht gut mit seiner Gemahlin, die bei Napoleon weit mehr galt, als Ludwig. Seitdem er gegen seinen Willen auf den Thron von Holland gekommen, hatte er sich die größte Mühe gegeben, seinem Lande allen den Schutz zu verschaffen, der sich von seiner nahen Verwandtschaft mit Napoleon erwarten ließ, und wenn er von seinen Unterthanen die Uebel, die das Los eines eroberten und abhängigen Staates sind, nicht ganz abwenden konnte, so that er doch, was in seinen Kräften stand, um dieselben wenigstens zu mildern. Die Holländer, ein ruhiges und besonnenes Volk, wußten ihm Dank dafür und liebten ihn als ihren Freund und Beschützer. Aber in der Periode, die wir hier abhandeln, war das Unglück, das über ihr Land erging, so groß, daß Ludwig nichts mehr dagegen vermochte. In andern Ländern kommt der Handel mehr oder weniger in Betracht; Holland besteht einzig durch den Handel. Durch Vermittlung des Handels hatte es sein amphibisches Gebiet dem Meere abgewonnen; würde ihm diese Hülfsquelle entzogen, so müßten seine schönen Städte wie der Fischerdörfer, seine reichen Weiden Sümpfe, Untiefen und Sandbänke werden. Durch die hundert Mil-

lionen Franken, die sie bereits an Frankreich bezahlt hatten, glaubten sich die Holländer das Recht erkauft zu haben, ihre Handelsgeschäfte, so gut sie konnten, fortzusetzen, und standen mit der Genehmigung ihres Kö igs Ludwig in einem Verkehr mit England, der jetzt aufhören sollte.

Napoleon befahl seinem Bruder unter vielen Drohungen, seine Unterthanen zu einer strengeren Beobachtung des Continentalsystems anzuhalten; dieser legte die dringendsten Bitten für das Volk ein, über das er gesetzt war. Die beiden Brüder wurden immer hartnäckiger, und als der Kaiser zuletzt sah, daß er seinen Bruder weder durch Drohungen, noch durch gute Worte dahin bringen könne, sich zur Unterdrückung Hollands herzugeben, gab er ihm zu verstehen, daß er durch seinen Starrsinn sich noch um den Thron bringen werde. In einem Berichte des Ministers Champagny, Herzogs von Cadore, hieß es, Ludwig befinde sich auf dem Throne von Holland in iner Stellung, in der er seine unverjährbaren Pflichten gegen Frankreich und seine Familie mit dem Interesse, das er an dem Gedeihen des holländischen Handels nicht umhin könne, zu nehmen, nicht mehr recht zu vereinigen wisse Um diesem Widerstreit in der Brust seines Bruders ein Ende zu machen, sey der Kaiser daher gesonnen, den von ihm auf den holländischen Thron beförderten französischen Prinzen wiederzurückzuberufen, in-

dem ein französischer thronfähiger Prinz unbedingte Pflichten gegen Frankreich habe; es war zugleich bemerkt, Holland müsse nach dem Verluste seines Königs und seiner bisherigen Unabhängigkeit zu einer französischen Provinz gemacht, von französischen Truppen und französischen Mauthbedienten besetzt und dadurch außer Stand gesetzt werden, durch einen längern Verkehr mit einer in der Reichsacht befindlichen Nation das zur Bezwingung Englands so unentbehrliche Continentalsystem zu lähmen.

Dieser Bericht ist in soferne höchst interessant, als er zeigt, wie Buonaparte von den Rechten und der königlichen Gewalt derjenigen Souveraine dachte, die er, je nachdem es der Nutzen Frankreichs, oder vielmehr sein eigener, erheischte oder zu erheischen schien, ein- und absetzte. Vielleicht wurde Napoléon für den Augenblick noch durch ein Gefühl von Scham zurückgehalten, eine solche Drohung sogleich zu vollziehen, oder es mag ihm eingefallen seyn, daß ein solcher offenbarer Widerspruch mit seinen früheren Erklärungen die westphälischen Unterthanen seines Bruders Hieronymus und die Spanier, die er unter den Zepter Josephs bringen wollte, schlecht erbauen würde; oder die Vorstellungen seines Bruders Ludwig hatten vielleicht einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht — genug, er ging für jetzt nicht weiter und schloß am

16ten März einen Vertrag mit Ludwig, durch welchen, wie es hieß, das Mißverständniß zwischen den beiden Herrschern beigelegt und die Unabhängigkeit Hollands mit den Forderungen des Continentalsystems in Einklang gebracht werden sollten.

Durch diesen Vertrag wurden Seeland, Holländisch-Brabant und die Rheinstrecke auf beiden Ufern von Holland an Frankreich abgetreten. Das Mauthwesen sollte in allen holländischen Seeplätzen von französischen Beamten besorgt werden; das Königreich Holland sollte ein Truppenkorps von achtzehntausend Mann, worunter sechstausend Franzosen, unterhalten und für den französischen Dienst eine Flotte ausrüsten; die holländische Regierung sollte alle englischen Manufakturwaaren verbieten. Zu diesen und andern harten Bedingungen verstand sich Ludwig, in der Hoffnung, sein Bruder würde sich dadurch besänftigen lassen und dem noch übrigen Theil seines Gebiets wenigstens dem Namen nach die Unabhängigkeit gönnen. Aber er erfuhr bald genug, daß dies keineswegs die Absicht Napoleons sey. Statt sechstausend Mann französischer Truppen würden zwanzigtausend zu Utrecht zur Besezzung von Holland zusammengezogen. Diese Truppen waren nicht etwa bestimmt, die Seeküsten zu besetzen, um den Schleichhandel zufolge des Vertrags zu verhindern: Ludwig erhielt die Anzeige,

daß sie vom ganzen Lande militärischen Besitz zu nehmen hätten, und daß das Hauptquartier dieser von ihm ganz unabhängigen Armee nach Amsterdam, in seine Hauptstadt, verlegt werden würde.

So durch seinen Bruder aller Gewalt in dem Königreiche beraubt, das immer noch das seine hieß, weigerte sich Ludwig edelmüthigerweise, die elende Rolle eines Schattenkönigs zu spielen, der weder seine Rechte geltend machen, noch seine Unterthanen beschützen konnte.

Am 1sten Juli unterschrieb er eine Abdankungsurkunde zu Gunsten seines noch minderjährigen Sohnes, und drückte darin die Hoffnung aus, daß der Kaiser, dem zu mißfallen er so unglücklich gewesen sey, darum doch keine Ungnade auf seine unschuldige und harmlose Familie werfen werde. In einem am 1sten Juli zu Harlem ausgefertigten Schreiben entwickelte Ludwig die Gründe seiner Abdankung noch ausführlicher, auf eine Weise, die seinem Kopf und Herzen Ehre macht, und in Beziehung auf seinen Bruder in einem Tone der Mäßigung, der seinen gerechten Beschwerden Gewicht gab. Er sagt, er habe sich nicht entschließen können, den Titel eines Königs beizubehalten und auf alle Gewalt in seinem Königreiche, in seiner Hauptstadt und selbst in seinem Palaste zu verzichten. Er würde in diesem Falle nur der müßige Zeuge von Dingen gewesen seyn, die er nicht

hätte ändern können, und für die er doch in den Augen seines Volkes verantwortlich geblieben wäre. Er habe schon lange vorausgesehen, wozu es noch kommen würde, solches aber doch nicht vermeiden können, ohne seine heiligsten Pflichten gegen sein Volk und gegen sein Land zu verrathen; dies sey ihm unmöglich gewesen. „Vielleicht,“ so fuhr er fort, „bin ich das einzige Hinderniß einer Versöhnung Hollands mit Frankreich. Sollte dies der Fall seyn, so würde ich den Rest meines unstäten und siechen Lebens nicht ohne Trost ferne von meiner Familie, meinem Vaterlande und den guten Holländern, die vor kurzem noch meine Unterthanen waren, zubringen.“

Nach Abfassung dieser Rechtfertigungsschrift und nachdem er dieselbe bekannt gemacht hatte, was nur in England geschehen konnte, behielt der Exkönig von Holland eine kleine Anzahl auserwählter Freunde in seinem Palaste zu Harlem bis um Mitternacht bei sich, bestieg alsdann einen einfachen Reisewagen und begab sich des Titels und des Einkommens eines Königs, da er die Pflichten eines Regenten nicht mehr erfüllen konnte. Ludwig zog sich nach Grätz in Steyermark zurück, w er als Privatmann von einer mäßigen Pension lebte und seine Muße mit litterarischen Arbeiten ergötzte. Seine ehrgeizigere Gemahlin ließ sich mit einem weit größern Einkommen in Paris nieder, wo sie durch ihren Witz und ihre Talente,

und durch ihr Verhältniß zu Napoleon eine Zierde der schönen Welt wurde.

Buonaparte nahm, wie zu erwarten gewesen, keine Rücksicht auf den Anspruch von Ludwigs Sohn, zu dessen Gunsten der Vater abgedankt hatte. Er ernannte denselben zum Großherzog von Berg, und ob er gleich noch ein Kind war, hielt er ihm doch eine Rede, deren wir bereits erwähnt haben, und worin er, nachdem er sich über das Benehmen seines Vaters, das, wie er sagte, sich nur aus seiner Kränklichkeit erklären lasse, geäußert hatte, in wenigen Worten die Pflichten vortrug, welche die von ihm eingesetzten Souveraine zu befolgen hätten. „Vergesse nie, daß in jeder Stellung, die ich Dir zufolge meiner Politik und zum Besten meines Reiches anweisen mag, Deine erste Pflicht mir, Deine zweite Frankreich gehöre, und daß alle Deine übrigen Verbindlichkeiten, selbst diejenigen gegen das Volk, zu dessen Regenten ich Dich bestellen mag, diesen ersten Pflichten untergeordnet sind.

So ward der Grundsatz klar ausgesprochen, auf welchem die Unabhängigkeit der mit Frankreich verbündeten Königreiche fortan beruhen sollte. Die Monarchen, denen Kronen bewilligt wurden, waren nur Statthalter in den Ländern, die sie beherrschten, und blieben, was auch das Interesse dieser Länder von ihnen fordern mochte, stets dem Willen und

der Aufsicht ihres obersten Lehensherrn, des Kaisers, unterworfen, und mußten das, was ihm das Wohl Frankreichs zu nennen belieben würde, mit Hintansetzung jeder andern Pflicht befördern.

Das Schicksal Hollands war bald entschieden, und wahrscheinlich schon zu der Zeit beschlossen worden, als Champagny in seinem ersten Berichte Holland mit allen seinen Provinzen als einen Theil des französischen Gebietes bezeichnete. Dies stand allerdings im Widerspruch mit den früheren feierlichen Erklärungen, daß der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs bilden und daß die Unabhängigkeit Hollands geachtet und aufrecht erhalten werden solle. Die durch diese Erklärungen eingegangene Verbindlichkeit mußte aber den mächtigen Gründen weichen, mit welchen Champagny die Vereinigung Hollands mit dem französischen Kaiserreiche und mit Frankreich selbst empfahl. Wir können nicht umhin, dieselben anzuführen, wäre es auch nur, um zu zeigen, wie wenig sich auch die einsichtsvollsten Männer der schwächsten und elendesten Gründe schämen, wenn sie die Macht und den Willen haben, unrecht zu thun.

„Holland,“ sagte der Minister, dessen Logik eben durch ihre Schamlosigkeit interessant wird, „ist gewissermaßen ein Ausfluß des französischen Gebiets und die nothwendige Ergänzung des Kaiserreiches.

Um die ganze Rheinstrecke (die natürliche Grenze Frankreichs) zu besitzen, müssen Euer Majestät die Grenzlinie bis an den Zuyder=See ausdehnen. Dadurch fällt der Lauf aller Flüsse, die in Frankreich entspringen oder seine Grenze bilden, bis zum Meere hin in das französische Gebiet. Bleiben die Mündungen dieser Flüsse im Besitze der Fremden, so ist Ihre Monarchie, Sire, schlecht begrenzt; es ist des Kaiserreiches würdig, sich mit natürlichen Grenzen zu umgeben."

Aus diesen triftigen Gründen, die ungefähr denselben Werth haben, wie diejenigen, deren sich Napoleon bediente, um zu beweisen, daß Großbritannien eben so gut als die Insel Oleron zu Frankreich gehöre, wurde Holland am 9ten Juli 1810 als ein ergänzender Theil des französischen Reiches erklärt.

Diese Usurpation blieb nicht unbestraft. Buonaparte sank dadurch in der öffentlichen Achtung noch weit tiefer, als durch sein frevelhaftes Benehmen gegen Spanien. Es kam in Holland freilich nicht zu denselben blutigen und heillosen Auftritten, die durch die Verhandlungen zu Bayonne in Spanien herbeigeführt wurden. Aber die Einverleibung von Holland setzte Napoleons schlimmsten Fehler, die Herrschsucht, ins grellste Licht.

Selbst diejenigen, die das Raubsystem, das er sich gegen das Ausland erlaubte, nicht schlechthin ta-

delten, nahmen es sehr übel, daß er, der seine Verwandten liebte und, im Ganzen genommen, sehr großmüthig behandelte, kein Bedenken getragen hatte, seinen eigenen Bruder, der durch ihn König geworden und als solcher sich würdig benommen, zu entthronen, seinen eigenen Neffen zu enterben und den Bruder gewissermaßen des Blödsinns zu beschuldigen, und zwar aus der geringsten Veranlassung; — denn der eigentliche Gegenstand des Streites, der den Handel mit England betraf, war durch einen Vertrag beseitigt worden, den Napoleon nur in der Absicht unterzeichnet zu haben schien, ihn zu brechen. Es ward auch bemerkt, daß die männliche, aber ehrerbietige Sprache, die Ludwig gegen seinen Bruder führte, durchaus nicht geeignet war, Napoleon, der in Dingen, die seine Herrschsucht betrafen, keinen Scherz verstand, auch nur im mindesten zu beleidigen. Dieses gewaltthätige, durch nichts motivirte Verfahren hatte, so schien es, den Zweck, zu zeigen, daß die Herrschsucht Napoleons nicht durch die Verhältnisse der Verwandtschaft, durch kein Familiengefühl, durch kein Mitleiden (Gerechtigkeit und Mäßigung kamen gar nicht in Betracht) sich beschränken und zügeln lasse; und während Einige in ihrer Begeisterung weissagten, daß, wer so rasch laufe, seine Kraft bald erschöpfen müsse, stimmten alle darin überein, daß ein aus so fremdartigen Theilen zusammengesetztes Reich den Todestag sei-

nes Gründers nicht überleben werde, wenn es anders so lange bestehen könne. Zu gleicher Zeit war es klar, daß kein Staat, der feierlichsten Zusage Napoleons ungeachtet, gegen Veränderungen gesichert sey, so lange er unter dessen Einfluß stehe. Um sein Werk zu vollenden, erklärte der Kaiser den Holländern mit verbissenem Grimme, „er habe gehofft, sie mit Frankreich als Verbündete zu vereinigen, und ihnen deßwegen seinen Bruder zum Herrscher gegeben; es sey ihm dies aber nicht gelungen; und er hätte sich bereits nachsichtiger bewiesen, als es sich für seine Würde gezieme." Er gab ihnen dadurch zu verstehen, daß er noch strenger hätte verfahren können und daß sie mit dem Verluste ihrer Nationalunabhängigkeit noch gut genug davon gekommen seyen.

Viertes Kapitel.

Entthronung Gustavs des Vierten von Schweden; sein Oheim folgt ihm in der Regierung. — Der Kronprinz verliert durch einen Sturz vom Pferde das Leben. — Kandidaten, die für ihn in Vorschlag kommen. — Die Schweden, in der Meinung, Napoleon dadurch für sich zu gewinnen, werfen ihre Augen auf Bernadotte, den Fürsten von Ponte, Corvo. — Gründe, aus denen sich vermuthen läßt, daß Buonaparte diese Wahl nicht gerne gesehen habe. — Er genehmigt dieselbe mit Widerwillen

— Letzte Zusammenkunft von Bernadotte und Napoleon. — Versuche des letztern, Schweden an die Politik Frankreichs zu knüpfen. — Der Kronprinz tritt dem Continentalsystem ungerne bei. — Napoleon macht eine Reise durch Flandern und Holland, — kehrt nach Paris zurück und nimmt Maßregeln, das Continentalsystem zu erweitern. — Besitznahme von Wallis. — Die Seeküste Deutschlands wird Frankreich einverleibt. — Einsprache des Czar's gegen die Besitznahme von Oldenburg. — Rußland läßt verschiedene brittische Waaren in einigen bestimmten Seehäfen zu. — Es kommt zwischen Frankreich und England zu Unterhandlungen zum Behuf der Auswechslung der Kriegsgefangenen und eines allgemeinen Friedens; diese werden aber zufolge der übertriebenen Forderungen Napoleons wieder abgebrochen.

Bei der Auflösung des Königreichs Holland zerbrach Napoleon, indem er ihn den Händen seines Bruders entwand, den neuen Zepter, den er selbst gebildet hatte. Schweden dagegen setzte, in der Hoffnung, den Schutz des französischen Kaisers zu verdienen, oder seine Feindschaft abzuwenden, das Diadem auf das Haupt eines Mannes, der, wie Napoleon, sein Glück als Soldat gemacht hatte.

Wir haben schon mehr als einmal bemerkt, daß Gustav der Vierte, als er gegen Napoleon in die Schranken trat, seine Vorgänger Gustav Adolph und Karl den Zwölften, nachzuäffen schien, ohne den geschwächten Zustand seines Landes und die Beschränktheit seiner Talente in Erwägung zu ziehen. Schweden hatte schwer für die Kühnheit büßen müssen, mit welcher dieser Fürst die alten Grundsätze der

Aristokratie gegen die Alles überwältigende Macht Frankreichs behaupten wollte.

Pommern, die einzige schwedische Provinz auf der Südseite der Ostsee, war in dem Kriege von 1806 bis 1807 von den Franzosen in Besitz genommen worden; und Rußland, das in eben diesem Kriege der Freund und Aufstifter von Gustav gewesen, hatte, nachdem es zufolge des tilsiter Vertrags ein anderes politisches System angenommen, Schweden hinwiederum den Krieg erklärt, um, wie es laut bekannte, Finnland an sich zu reißen, was ihm auch gelungen war. Sonach hatte Schweden unter diesem unglücklichen Monarchen mehr als den dritten Theil seines Gebiets verloren, und die Einwohner waren jetzt ängstlich darauf bedacht, die Unabhängigkeit dessen, was übrig geblieben, selbst durch die verzweifeltsten Maßregeln, wenn es seyn müßte, sicher zu stellen. Sie besorgten, Rußland möchte die Eroberung des alten Königreichs vollenden wollen, und glaubten auch von Frankreich befürchten zu müssen, daß es zur Unterjochung des Landes mitwirken würde, um den König von Dänemark, der so viel gelitten, durch die Krone von Schweden zu entschädigen und zu belohnen. Von solchem Unglück bedroht, waren die Schweden gleichwohl überzeugt, daß Gustav aus Eigensinn und durch eine zeitige Unterwerfung den Sturm zwar nicht beschwören, aber zu schwach und vielleicht auch zu unglücklich seyn würde, um der

Heftigkeit desselben zu widerstehen. Diese Ueberzeugung führte zu einer Verschwörung, und zwar zu der umfassendsten, deren die Geschichte gedenkt.

Der unglückliche König ward im März 1809 nach dem schwachen Widerstande, den er mit seinem eigenen Degen leisten konnte, ergriffen und verhaftet. Ueberzeugt, daß in ganz Schweden niemand seine Wiedereinsetzung verlangen würde, nahmen die Verschwornen keinen Anstand, ihn mit einer angemessenen Pension zu entlassen, unter der Bedingung, das Land zu meiden. Diese Bedingung ward, unbillig genug, auch auf seine Gemahlin, die Schwester der Kaiserin von Rußland, und auf seine Kinder, den bisherigen Kronprinzen mit eingeschlossen, ausgedehnt.

Der Herzog von Südermannland, Oheim des entthronten Fürsten, bestieg jetzt den Thron, auf dem ihm Prinz Christian von Hollstein-Augustenburg folgen sollte. Der neue König schloß sofort Frieden mit Rußland, an das er Finnland und die Insel Aland abtrat. Bald darauf kam mit Frankreich ein Vertrag zu Stande, durch welchen Karl der Dreizehnte sich verpflichtete, dem Continentalsystem beizutreten und seine Häfen den englischen Waaren bei einiger Vergünstigung, die Einfuhr von Salz und Kolonialprodukten betreffend, zu schließen. Dafür erhielt Schweden seine auf dem Festlande gelegene Provinz Pom... mit der Insel Rügen zurück, mit Ausnahme

der Domänen und Renten, die Napoleon seinen Soldaten oder Anhängern in diesen Ländern angewiesen hatte. Aber obschon die Politik Schwedens solchergestalt eine andere ward, hatte die darin vorgegangene Umwälzung ihre Grenze noch nicht erreicht.

Da der König schon alt war, so waren Aller Augen auf seinen Nachfolger, den Kronprinzen, gerichtet, der die Regierungsgeschäfte größtentheils, und, wie es scheint, zur Zufriedenheit des Volkes besorgte. Aber seine Regierung war von kurzer Dauer. Den 28sten Mai 1810 fiel er, als er einige Truppen musterte, plötzlich vom Pferde und verschied auf der Stelle, so daß der alte König jetzt wieder allein stand. Dies brachte die ganze Nation in Bewegung; die Stelle eines Thronfolgers mußte wieder besetzt werden, und es wurden mehrere Kandidaten dazu in Vorschlag gebracht.

Unter diesen befand sich der König von Dänemark, der der Sache Napoleons große Opfer gebracht hatte und daher allerdings dessen Unterstützung ansprechen konnte. Der Sohn des letzten unglücklichen Monarchen, der rechtmäßige Kronerbe, und, wie sein Vater, Gustav genannt, kam auch in Vorschlag. Der Herzog von Oldenburg, Schwager des Kaisers von Rußland, hatte gleichfalls Anhänger. Gegen jeden dieser Bewerber lagen praktische Einwürfe vor. Hielt man sich an das Erbrecht, das

der junge Gustav durch die Fehlgriffe seines Vaters nicht verwirkt hatte, so kam ein Kind auf den Thron, und es mußte sogleich in der heftigsten Krise des Staats ein Reichsverweser gewählt werden; auch war zu besorgen, daß der Vater einst seine Ansprüche wieder erneuern möchte. Da Dänemark und Schweden von jeher auf einander eifersüchtig gewesen, so war nicht zu erwarten, daß die Schweden sich das Joch des Königs von Dänemark gefallen lassen würden; durch die Wahl des Herzogs von Oldenburg unterwarf man sich Rußland, über das sich Schweden in der neuesten Zeit gar sehr zu beklagen hatte.

In dieser Verlegenheit hielt man es für das Klügste, aus Achtung für Napoleon die alte Krone der Gothen einem französischen Großen und Marschall, und zwar dem Karl Johann Bernadotte, Prinzen von Ponte-Corvo, zu verleihen. Dieser ausgezeichnete Offizier, der mit der Schwester der Gemahlin von Joseph Buonaparte, der Tochter eines reichen und achtbaren Mannes, Namens Clary, verheirathet und sonach mit der kaiserlichen Familie verwandt war, hatte sich als Generalgouverneur von Hannover und Schwedisch-Pommern im nördlichen Europa großen Ruf erworben, und auf dem letztern Posten sich um die schwedische Nation verdient gemacht; es hieß auch, er sey nicht abgeneigt, die Irrthümer des Pabstthums gegen die bessern Lehrmeinungen von Luther zu vertauschen. Das schwedische Volk

fand an dieser durch die Politiker gebotenen Wahl nichts auszusetzen. Unter andern Umständen würde ein auf seinen alten Ruhm so stolzes Volk einen fremden Krieger, der sich zu einer andern Religion bekannte, nicht zu seinem Herrscher gewählt haben; jetzt schien Bernadotte der rechte Mann, der die Gefahren der Zeit verstehen und beschwören konnte, und dessen Wahl demjenigen, von dessen Wink das Schicksal der Welt abhing, angenehm seyn mußte.

In Beziehung auf den letztern Punkt mochten die Schweden sich irren: Bernadotte hatte sich früher als Buonaparte in den Revolutionskriegen einen Namen gemacht; er war der ältere, wenn auch nicht der fähigere General. Er hatte sich am 18ten Brumaire ungeachtet aller Aufforderungen nicht an Buonaparte anschließen wollen, und war vielmehr in voller Rüstung zu St. Cloud erschienen, um sich nach Umständen an die Spitze der Militärs zu stellen, die sich für das Direktorium erklären mochten. Und obschon Bernadotte sich wie jeder Andere dem Konsularsystem unterwarf und das Gouvernement von Holland unter Buonaparte bekleidete, so wurde er doch damals, sowohl als unter dem Kaiserreiche, zu denjenigen Offizieren gerechnet, die Napoleon zwar anstellte und belohnte, die er aber nicht liebte, und denen er nicht mehr traute, als er eben mußte, obgleich ihre Treue in den meisten Fällen durch ihren Charakter verbürgt war.

In dieser eben nicht zahlreichen Klasse von Offizieren befanden sich einige der ausgezeichnetsten Männer der französischen Armee, die, als das Traumbild der Republik ihren Blicken entschwand, die ersten Hoffnungen, welche die Revolution geweckt, noch immer festhielten. In den Zustand der Knechtschaft nothgedrungen sich fügend, betrachteten sich diese Männer als die Soldaten Frankreichs, nicht Napoleons, und folgten nicht sowohl dem Glücke des Kaisers, als dem Panner des Vaterlandes. Sie haßten zwar den Kaiser nicht persönlich, liebten aber seine despotische Gewalt nicht; und es ließ sich allerdings erwarten, daß sie irgend eine günstige Gelegenheit benützen würden, das von Napoleon aufgestellte System der Willkühr einigermaßen zu modificiren.

Napoleon, der, wenn er sich nicht durch sein Temperament hinreißen ließ, stets nach einer tiefberechneten Politik verfuhr, ermangelte nicht, durch die Art, wie er Aemter und Ehren spendete, das Daseyn einer Meinungsverschiedenheit unter seinen Generalen dem Publikum zu verbergen und dadurch zugleich die politischen Ketzer so zu bestechen, daß sie den gegenwärtigen Zustand der Dinge liebgewinnen und jeden Gedanken an eine Veränderung fahren lassen mußten. Man begreift aber leicht, daß er einen dem französischen Einflusse in etwas entrückten Thron nicht gerade einem solchen lauwarmen Anhänger, sondern lieber einem Manne gegönnt ha-

den würde, auf dessen unbedingte Ergebenheit er rechnen konnte.

Zu dem Verdachte, den Napoleon auf Bernadotte wegen seiner politischen Meinungen geworfen hatte, war in der neuesten Zeit noch ein wirklicher Zwist mit diesem gekommen. Bernadotte hatte, wie ihm der Kaiser Schuld gab, die Spanier unter Romana aus Jütland entwischen lassen, und war im Feldzuge 1809, wo er die Sachsen befehligte, von Napoleon der Langsamkeit bezüchtigt worden, ungeachtet er durch eine Reihe der geschicktesten Manövers das Korps von Bellegarde zu einer Zeit, wo es dem Erzherzog Karl sehr nützlich geworden wäre, an der böhmischen Grenze festgehalten hatte.

Als die Engländer auf Walchern landeten, übernahm Bernadotte, wie bereits bemerkt worden ist, von Fouché und Clarke hiezu aufgefordert, die Vertheidigung von Flandern und Holland, konnte es aber auch diesmal dem Kaiser nicht recht machen. Fouché, auf dessen Ansuchen er die Stelle angenommen, wankte schon; und die übelgewählte Phrase, daß, wenn auch der Kaiser für den Ruhm Frankreichs unentbehrlich sey, das französische Gebiet gleichwohl ohne ihn gesichert werden könne, ward als Eigenlob auf Kosten des Kaisers ausgelegt. Bernadotte, der deßwegen das Kommando in Belgien verlor und nach Norddeutschland zurückgeschickt wurde, verbarg seinen Unwillen darüber so wenig, daß man ihn als einen hitzigen Gasconier schil-

derte, der bei der ersten besten Gelegenheit irgend ein Unheil anrichten würde.

Die Schweden, die von diesem Mißverständniß zwischen dem Kaiser und Bernadotte nichts wußten, glaubten nun, sie würden durch die Berufung von Bernadotte zur Thronfolge jenem den angenehmsten Dienst erweisen. Napoleon, der mit Bernadotte auf schlechtem Fuße stand und gewiß lieber dem König von Dänemark zur schwedischen Krone verholfen haben würde, mußte indessen doch in Erwägung ziehen, daß Schweden noch immer ein einigermaßen unabhängiger Staat und durch die See gegen die französischen Armeen gedeckt sey, und daß die Schweden auf keinen Fall gezwungen werden könnten, sich schlechterdings in seinen Willen zu fügen. Er hielt es sonach für angemessen, ihre Wahl zu genehmigen, um so mehr, als er dadurch bewies, wie weit es seine Generale bringen könnten, wie sehr er geneigt sey, ihr Glück zu befördern, und, was freilich größern Zweifeln unterlag, wie sehr er die Rechte eines Volkes in der Wahl seines Oberhauptes zu achten wisse. Als daher Bernadotte den Kaiser, jedoch unter der Betheurung, daß er Alles seinem Ermessen anheimstelle, um seine Verwendung bei den zur Wahl eines Kronprinzen versammelten schwedischen Reichsständen bat, erwiederte Napoleon, er sey nicht gesonnen, sich in diese Wahl auf irgend eine Weise zu mischen, ermächtige aber den Prinzen

von Ponte-Corvo, sich als Kandidat zu melden, und es solle ihn freuen, wenn derselbe seinen Zweck erreiche. So erzählt Napoleon diese Geschichte. In einem uns mitgetheilten Manuscript wird aber das Benehmen Napoleons ganz anders geschildert, und es erhellt daraus, daß, während er den künftigen Kronprinzen von Schweden mit schönen Worten hinhielt, er dessen Beförderung durch geheime Intriken zu hintertreiben suchte. *)

Die Schweden beharrten jedoch auf ihrer Wahl, ungeachtet der Einflüsterungen des französischen Gesandten Desaugier, der von Napoleon in der Folge verläugnet und von seinem Posten abberufen wurde, weil er auf dem Reichstage zu Orebro sich für den König von Dänemark und nicht für Bernadotte verwendet hatte.

Nachdem Napoleon solchergestalt, wenn nicht seine Einwilligung so doch die ihm abgedrungene Versicherung, daß er nicht entgegen seyn wolle, ertheilt hatte, ward Bernadotte, der bei den Schweden in hoher Achtung stand, und von dem sie glaubten, er vermöge viel auf Napoleon, von den schwedischen Reichsständen am 21sten August 1810 zum Kronprinzen gewählt. Napoleon gesteht selbst, er habe nur mit Mühe der Versuchung widerstanden,

---

*) Siehe Anhang No 6: Betrachtungen über das Benehmen Napoleons gegen den Kronprinzen von Schweden.

seine Einwilligung zu widerrufen und die Wahl zu hintertreiben. Er ist hievon vielleicht einzig durch den Gedanken abgehalt worden, daß er durch die Genehmigung dieser Wahl Schweden mit dem Continentalsystem aussöhnen könne, daß er im entgegengesetzten Falle zwar einem Manne, den er nicht liebte, wehe thun, vielleicht aber die schwedischen Reichsstände, die nicht mit jedem andern französischen Kandidaten vorlieb genommen hätten, dahin bringen würde, sich entweder England, seinem erklärten Feinde, oder Rußland in die Arme zu werfen, das seit dem Vertrage von Schönbrunn und seit der Vermählung Napoleons mit einer österreichischen Prinzessin kaum mehr ein Freund genannt werden konnte.

Buonaparte wollte wenigstens eine Bürgschaft dafür haben, das Bernadotte das Interesse Frankreichs und seines Kaisers stets vor Augen haben würde. Als daher Bernadotte die Bitte vorbrachte, aus dem französischen Unterthanenverhältniß entlassen zu werden — eine Bitte, die dem Kronprinzen eines fremden Landes schicklicherweise nicht verweigert werden konnte — sagte ihm Napoleon: „Die Ausfertigung des Entlassungspatents ist durch den Vorschlag des geheimen Raths verzögert worden, daß Bernadotte sich vorerst verbindlich machen müsse, niemals gegen Napoleon die Waffen zu tragen.“ Bernadotte eiferte gegen eine Zumuthung, die ihn er-

nem französischen General gleichgestellt haben würde. Der Kaiser schämte sich jedoch, auf einer so unvernünftigen Forderung zu bestehen, und entließ ihn mit den fast prophetischen Worten: „Gehen Sie — unser Schicksal muß in Erfüllung gehen.“ Er versprach dem Kronprinzen zwei Millionen Franken zur Entschädigung für das Fürstenthum Ponte-Corvo und die andern Besitzungen, die ihm in Holland angewiesen worden, und die er bei seinem Austritt aus dem französischen Unterthanenverhältniß wieder abgeben mußte. Es ist sonderbar genug, daß Napoleon auf St. Helena behaupten mochte, er habe dieses Geld (von dem nur eine Million ausbezahlt worden ist) Bernadotten zum Geschenke gemacht, damit er seine neue Würde mit geziemendem Glanze hätte antreten können.

Um die schwedischen Angelegenheiten vollends abzuhandeln, bemerken wir nur noch, daß, obgleich der schwedischen Nation sehr daran lag, die Erneuerung eines hoffnungslosen Kampfes mit Frankreich zu vermeiden, sie darum doch keineswegs gesonnen war, den Vortheil ihres Handelsverkehrs mit England aufzugeben. Die Leitung der Nationalangelegenheiten kam jetzt bald an den Kronprinzen, da der König wegen Kränklichkeit und Altersschwäche sich nicht länger damit befassen konnte, und es entstand für Bernadotte, oder für Karl Johann, wie er jetzt genannt wurde, die sehr kitzliche und schwere Auf=

gabe, Frankreich zufrieden zu stellen und von Buonaparte durch geeignete Vorstellungen eine Milderung des Continentalsystems auszuwirken. Allein Napoleon nahm die dahin zielenden Versuche des Kronprinzen so übel, daß er, im Unwillen über seinen ehemaligen Waffengefährten, der erst seit drei Monaten Kronprinz war, den schwedischen Minister, den Baron Lagerbjelke, mit derselben Heftigkeit, wie früher den Lord Withworth anfuhr. Er sprach fünf Viertelstunden lang mit der äußersten Schnelligkeit, so daß der erstaunte Minister kaum hie und da ein Wort zum Behuf einer Bemerkung oder einer Entschuldigung anbringen konnte. „Glaubt man denn in Schweden," sagte er, „es sey so leicht, mich zum Besten zu haben? Glaubt man denn, ich werde mich mit halben Maßregeln abfinden lassen? Was sollen mir diese Betheurungen? Thatsachen will ich haben! Ihr habt zu Anfang des Jahrs den Frieden unterzeichnet und Euch verbindlich gemacht, allen Verkehr mit England abzubrechen; und doch habt Ihr bis spät im Sommer einen englischen Agenten bei Euch behalten und seyd mit England über Gothenburg in Verbindung geblieben. Eure kleinen Inseln sind eben so viele Schleichhandelmagazine; Eure Schiffe gehen den englischen entgegen und tauschen ihre Ladungen aus. Ich habe diese Nacht wegen Euern Angelegenheiten nicht eine Stunde geschlafen, und doch solltet Ihr mir einige Ruhe gön-

nen — ich bedarf derselben. Ihr habt Schiffe in jedem englischen Hafen. Ihr sagt, Ihr müßt Salz einkaufen; holt Ihr etwa Salz in der Themse? — Ihr schwatzt davon, wie viel Ihr durch die Unterdrückung des Handels leiden müsset; je nun, auch ich leide — Deutschland, Bordeaux, Holland und Frankreich leiden auch! Aber dem muß ein Ende werden. Ihr müßt auf die Engländer Feuer geben, ihre Waaren confisciren, oder Krieg mit Frankreich führen. Ich will offenen Krieg, oder zuverläßige Freundschaft — dies ist mein letztes Wort, mein letzter Entschluß. Meint man denn in Schweden, ich würde mein System modificiren, weil ich den Kronprinzen liebe und schätze? Habe ich den König von Holland nicht auch geliebt und geschätzt? Er ist mein Bruder, und doch habe ich mit ihm gebrochen: Ich habe die Stimme der Natur beschwichtigt, um einzig auf das Gebot des allgemeinen Besten zu hören." Indem er sich dieser und anderer heftiger Ausdrücke bediente, schrie Buonaparte so laut, daß er in den anstoßenden Gemächern gehört und verstanden werden konnte.

Die Forderungen des erzürnten Kaisers wurden nach Stockholm berichtet, und dort von dem dänischen und russischen Gesandten durch die dringendsten Vorstellungen unterstützt, so daß sich der Kronprinz genöthigt sah, dem Continentalsystem beizutreten und England den Krieg zu erklären. Die brittische Re-

gierung erkannte jedoch den Zwang, unter welchem Schweden handelte, und änderte darum kaum ihr Betragen gegen diesen Staat.

Bernadotte und Napoleon verbargen einstweilen ihren gegenseitigen Groll unter den Formen gewöhnlicher Höflichkeit. Der Kronprinz konnte es nicht verschmerzen, daß der Kaiser es sich herausgenommen hatte, ihn, als sey er sein Vasall, zu meistern, ihm, ungeachtet seiner Bitten, das verhaßte Continentalsystem aufzudringen und ihn dadurch in Schweden um seine Popularität zu bringen. Napoleon zürnte dagegen auf Bernadotte, dessen Größe sein Werk war, und der, frech genug, anderer Meinung zu seyn, als er, Anstand genommen hatte, auf Kosten Schwedens die Interessen Frankreichs zu befördern.

Bei andern Veranlassungen zeigte der Kronprinz von Schweden eben keine große Bereitwilligkeit, sich gegen den Kaiser von Frankreich gefällig zu erweisen. Napoleon verlangte zu wiederholten Malen Soldaten und Matrosen von Schweden. Diesem suchte Bernadotte immer auszuweichen, indem er sich darauf berief, daß Schweden eine beschränkte Monarchie sey, und daß er daher nicht, wie der unumschränkte König von Dänemark, über die vaterländischen Soldaten und Matrosen nach Gefallen verfügen könne. Dabei bemerkte er, daß die Schweden in ihrer Heimath tapfere und willige Soldaten seyen, sich aber aus Vorliebe zu ihrem Klima und ihren Sitten anderswo

nicht wohl gebrauchen ließen. In diesen und andern Entschuldigungen erkannte Napoleon den festen Entschluß seines ehemaligen Waffengefährten, in allen Fällen, wo es geschehen konnte, sich dem Einflusse Frankreichs zu entziehen. Und obgleich die beiden Staaten, und selbst die beiden Herrscher in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu einander blieben, so war doch vorauszusehen, daß solches in dem Falle eines Widerstreits ihrer beiderseitigen Interessen aufhören würde. Dieser Fall trat aber erst in dem verhängnißvollen Jahre 1812 ein. — Wir kehren zu den Angelegenheiten Frankreichs zurück.

Der Kaiser trat mit seiner jungen Gemahlin eine Reise nach Flandern und Holland an, um den Zustand dieser Länder zu untersuchen und nach seinem Systeme zu ordnen. Dies gab zu zwei merkwürdigen Erscheinungen Anlaß. Die Geistlichkeit von Brabant, die mehr als in andern Ländern päbstlich gesinnt ist, hatte die Excommunicationsbulle des Pabstes gegen Napoleon in ihren Sprengeln in Umlauf gebracht. Dieser Schritt war allerdings geeignet, den Kaiser ufzubringen; aber die Rüge war doch gewiß zu stark. Was ihn besonders verdroß, war, daß die Geistlichen vor ihm nicht in ihrer kirchlichen Kleidung erschienen. „Ihr nennt Euch Priester,“ sagte er; „wo habt Ihr Eure Amtstracht gelassen? Seyd Ihr Anwälte, Schreiber oder Bauern? Ihr fangt damit an, die mir schuldige Ehrfurcht aus

den Augen zu setzen, und doch ist es ein Grundsatz der christlichen Kirche, wie diese Herren (auf die protestantischen Abgeordneten hinweisend) Euch lehren können, und wie sie so eben gesagt haben: — dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Aber Ihr — Ihr wollt nicht für Euern Herrn beten, weil ein römischer Priester mich in den Bann gethan hat. Wer aber hat ihm das Recht dazu gegeben? Ihr möchtet wohl gerne wieder Folter und Scheiterhaufen einführen — das soll Euch aber nicht gelingen. Ich trage das weltliche Schwert und weiß es zu gebrauchen. Ich bin ein von Gott selbst bestellter Monarch, und Ihr elenden Würmer sollt mir nicht in den Weg treten. Ich bin nur Gott und dem Heiland verantwortlich. Meint Ihr denn, ich sey gemacht, dem Papste die Füße zu küssen? Stünde es in Eurer Macht, Ihr würdet mir den Kopf scheeren, mich in eine Kutte stecken und in ein Kloster sperren. Predigt das Evangelium, wie die Apostel es gethan, oder ich verbanne Euch aus dem Reich und zerstreue Euch wie Juden in alle Welt. — Und Sie, Herr Präfect, sehen Sie darauf, daß diese Menschen auf das Concordat schwören; daß in den Seminarien das ächte Evangelium gelehrt werde; daß vernünftige Geistliche darin gebildet werden, und nicht solche Dummköpfe, wie diese da." So schloß diese erbauliche Ermahnung.

Die Holländer mußten sich stellen, als freuten

sie sich; doch konnten diese ehrenfesten Kaufleute ihre üble Laune nicht ganz meistern. Als der Kaiser von der Errichtung einer Handlungskammer in Amsterdam sprach, bemerkte einer der Bürgermeister ganz ernsthaft, es bedürfe keiner Kammer — ein kleines Kabinet könne den ganzen, noch übrigen Handelsstand fassen. Und als ferner Napoleon sich rühmte, daß er bald eine Flotte von zweihundert Segeln haben würde, sagte ein schlichter Bürger: „Dann werden die Engländer bald doppelt so viel haben.“

Man blieb nicht bei plumpen Wahrheiten und ungewürzten Scherzen stehen: während sich Buonaparte in Holland aufhielt, erschien daselbst eine jener kräftigen Aufforderungen, durch welche schon oft der Sturz ungerechter Gewalt herbeigeführt worden ist, und welche zu allen Zeiten den Tyrannen Besorgnisse eingeflößt haben. „Ihr Holländer,“ so heißt es in dieser sonderbaren Schrift (die mit der bekannten Abhandlung, die das Motto führt: „Tödten ist nicht morden,“ und die den Schlaf von Cromwell's Lager verscheucht hat, verglichen werden kann), „warum fürchtet Ihr Euern Unterdrücker? — Er ist nur Einer, Eurer sind Viele. Seht nur, wie seine eigenen Soldaten ihn hassen und ihn in Spanien verlassen; selbst seine Generale würden dasselbe thun, könnten sie ohne ihn, wie sie sind, bestehen. Erhebt Euch in voller Kraft zu Eurer Rettung. Der ganze

Continent wird Euerm Beispiele folgen; Euer Unterdrücker wird fallen, und Euer Triumph soll den Tyrannen zur Warnung, der Welt zur Lehre dienen."

Dieser Aufruf blieb vorderhand ohne Wirkung, machte aber, in Verbindung mit andern Schriften dieser Art, einen tiefen Eindruck auf das Publikum.

Napoleon kehrte von Holland nach Paris zurück und fuhr fort, sein Continentalsystem, auch nach der Einverleibung von Holland und nach den Vorfällen in Schweden, immer mehr auszubilden. Im übertriebenen Vertrauen auf seinen Plan sah er sich nach allen Richtungen um, in der Absicht, jede, auch die geringste Oeffnung zu verschließen, durch welche der brittische Handel, dem er den Tod geschworen hatte, Athem schöpfen konnte.

Je mehr Napoleon gewann, desto mehr wollte er haben; das ist eben der Fluch einer ungezügelten Herrschsucht, daß sie nie genug hat. Schon hatte er Holland, dieses klassische Land des Handels, dessen Bürger Handelsfürsten waren, mit seinen schönen Seeküsten und trefflichen Häfen verschlungen; mit andern weniger reichen und nicht so berühmten, aber wegen ihrer ehemaligen Bedeutsamkeit noch immer ehrwürdigen Städten wollte er auf gleiche Weise verfahren, um dem brittischen Handel vollends alle Küsten zu verschließen.

Durch die Einverleibung des Walliserlandes,

das bisher als ein kleiner Freistaat bestanden hatte, kam Frankreich in den ungetheilten Besitz der Straße über den Simplon, die nach Italien führt, und die Napoleon daher nicht in fremden Händen wissen wollte, wie dann zu jener unglücklichen Zeit der Vortheil Frankreichs als das höchste Gesetz gegen alle Staaten geltend gemacht wurde. Die Einverleibung dieses armen Gebirgslandes geschah indessen nicht ohne Blutvergießen. Die Bewohner setzten sich zur Wehre, und mußten durch Waffengewalt bezwungen werden.

Damit der in Holland geächtete Handel seinen Sitz nicht nach Norddeutschland, in die sogenannten Hansestädte, verlegen könne, schlug Napoleon vollends noch die ganze deutsche Küste der Nordsee, folglich die Mündungen der Schelde, der Maas, des Rheins, der Ems, der Weser und der Elbe, zum französischen Gebiete, und sprach dabei die Absicht aus, die Ostsee durch einen Kanal mit der Seine in Verbindung zu bringen. Durch diesen Gewaltstreich verloren zwei von Napoleon selbst geschaffene Staaten, das Königreich Westphalen und daß Großherzogthum Berg, einen bedeutenden Theil ihres Gebietes; und so zeigte es sich abermals, wie wenig Napoleon selbst diejenigen Rechte, die von ihm ausgegangen, zu beachten gesonnen sey, falls solche mit den Entwürfen seiner immer weiter strebenden Herrschsucht in Widerstreit gerathen sollten.

Hätte Preußen seinen ehemaligen Einfluß als Protektor des Nordens noch üben können, so würden Hamburg, Bremen und Lübeck nicht so ohne alle Umstände dem französischen Kaiserreiche einverleibt worden seyn. Während aber diese ehrwürdigen und berühmten freien Städte die wehrlose Beute eines immer weiter um sich greifenden Despotismus wurden, fand ein kleiner, bei weitem nicht so wichtiger Staat, von dessen Daseyn kaum diejenigen etwas wußten, denen die Eintheilung von Norddeutschland etwas genauer bekannt war, einen Beschützer, und zwar einen sehr mächtigen. Wir meinen das Herzogthum Oldenburg, dessen Regent zufolge seiner Abstammung aus dem Hause Holstein-Gottorp mit dem Kaiser von Rußland verwandt und überdies noch Alexanders Schwager war. Da dieses Land bei allen Veränderungen, die nach dem Frieden von Tilsit in Norddeutschland Statt fanden, geflissentlich verschont worden, so war dessen Einverleibung ein um so auffallenderer Beweis von Geringschätzung gegen Rußland. Als man sich bei Napoleon darüber beschwerte, erbot er sich, den Herzog von Oldenburg durch die Stadt und das Gebiet von Erfurth und die Herrschaft Blankenhein zu entschädigen. Allein der Herzog weigerte sich, im Vertrauen auf seinen mächtigen Beschützer, seine Besitzungen gegen andere zu vertauschen, und schlug die ihm angebotene Entschädigung mit stolzer Festigkeit aus

Frankreich beharrte dagegen auf der Usurpation von Oldenburg, worauf Kaiser Alexander in einer, allen Mitgliedern des diplomatischen Korps mitgetheilten Note in einer ernsten, aber mäßigen Sprache erklärte, daß er sich die einem Prinzen seines Hauses widerfahrne Beleidigung nicht gefallen lasse, obgleich er sich noch immer zu dem politischen Systeme bekenne, dem das Bündniß zwischen Frankreich und Rußland seinen Ursprung verdanke.

Es scheint, Napoleon habe es nach seiner innigeren Verbindung mit Oesterreich nicht mehr für nöthig gehalten, Rußland mit derselben Schonung und Achtung, wie vordem, zu behandeln. Der Czar selbst fühlte dies; und die sehr zahlreiche Partei der sogenannten Altrussen versäumte nicht, auf die Uebel aufmerksam zu machen, die aus Alexanders Beitritt zu dem Continentalsystem für Rußland entstanden seyen. Sie zeigte, wie die russischen Unterthanen ihre eigenen Produkte, für welche England jederzeit der beste Markt gewesen, nicht mehr verwerthen und sich die englischen Manufaktur- und Kolonialwaaren, die ihnen unentbehrlich seyen, nicht mehr verschaffen könnten.

Am 31sten December 1810 erschien hierauf ein mit vieler Kunst abgefaßter Ukas, der zwar das Verbot der englischen Waaren erneuerte, dennoch aber zu Archangel, Petersburg, Riga, Reval und in fünf oder sechs andern Seehäfen die Einfuhr ver-

schiedener Waaren, besonders von Kolonialprodukten, gestattete, vorausgesetzt, daß sie nicht englisches Eigenthum seyen, so daß Rußland, indem es das Continentalsystem anführte und dasselbe den Worten nach zu achten schien, solchem der That nach entsagte. Da jedoch Alexander von der Einverleibung des Herzogthums Oldenburg keinen Anlaß genommen hatte, sein Bündniß mit Frankreich aufzugeben, so nahm auch Napoleon Anstand, mit Rußland, ungeachtet seiner veränderten Politik, für jetzt, und zunächst wegen des Ukas vom December 1810, ganz zu brechen.

Indessen mochte der französische Kaiser nachgerade einsehen, daß der Friede mit England zur Sicherstellung seines Throns wohl am meisten beitragen würde. Im Monate April 1810, wo Herr Mackenzie, zufolge eines Auftrags der brittischen Regierung nach Morlaix kam, waren diesfalls einige Versuche gemacht worden. Leider war bis jetzt in diesem heillosen Kriege noch kein Kartel zur Auswechslung der Kriegsgefangenen zu Stande gekommen, so daß die unglücklichen Menschen, die dem Feinde in die Hände gefallen waren, keine andere Aussicht hatten, als entweder in einem entfernten feindlichen Lande zu verschmachten, oder das bis jetzt noch unabsehliche Ende der Feindseligkeiten abzuwarten. Was der Auswechslung der Kriegsgefangenen, die in allen civilisirten Ländern als eine Pflicht der Humanität erkannt war=

den ist, im Wege stand, war die Forderung Napoleons, daß diejenigen, nicht zum Militär gehörigen Individuen, die er bei dem ersten Ausbruche der Feindseligkeiten gegen alles Völkerrecht als Kriegsgefangene hatte festhalten lassen, gegen französische Matrosen und Soldaten ausgewechselt werden sollten. Die brittischen Minister sträubten sich lange, in eine solche, auch in politischer Hinsicht nachtheilige Forderung einzugehen. Die Leiden so vieler Unglücklichen und die Bitten ihrer Familien vermochten sie aber endlich doch zur Nachgiebigkeit; sie willigten ein: der Kaiser sollte von seinem völkerrechtswidrigen Verfahren Vortheil ziehen und die genannten Individuen bei dem vorgeschlagenen Kartel als Kriegsgefangene in Rechnung bringen. Als aber die Kommissäre in Morlaix zusammentraten, sah sich Herr Mackenzie von dem Ziele so weit als je entfernt. Die Zahl der französischen Kriegsgefangenen in England überstieg diejenige der englischen Kriegsgefangenen in Frankreich um einige Tausende; und Buonaparte, der in jedem Handel ausschließend gewinnen wollte, bestand darauf, daß der Mehrbetrag der französischen Kriegsgefangenen gegen Deutsche, Spanier, Portugiesen u. s. w., die sich als Kriegsgefangene in Frankreich befänden, ausgewechselt werden sollte.

Dies fand in Ansehung der in brittischem Solde stehenden Truppen ganz keine Schwierigkeit; aber

es war denn doch unvernünftig und gegen alles Herkommen, daß man uns zumuthete, die gebornen Franzosen, die sogleich wieder Dienste leisten konnten, herauszugeben und dafür Fremde anzunehmen, die nie bei uns gedient und keine Pflichten gegen uns hatten, und die, einmal auf freien Fuß gestellt, eben so gut bei den Franzosen als bei uns Dienste nehmen konnten.

Nach vielem Zank und Streit machte Herr Makkenzie, um die Bereitwilligkeit der englischen Regierung zu beweisen, den Vorschlag, vorerst so viele Franzosen, als sich Engländer in französischer Gefangenschaft befanden, zu entlassen und hierauf die Kriegsgefangenen von fremden Ländern ohne Unterschied gegen einander auszuwechseln; diejenigen Gefangenen, die nach dieser Ausgleichung noch übrig bleiben würden, sollten alsdann gegen das Versprechen, bis zu ihrer wirklichen Auswechslung keine Dienste zu leisten, gleichfalls auf freien Fuß gestellt werden. Diesen Vorschlag, den liberalsten, der sich denken läßt, erwiederten die Franzosen mit neuen Forderungen und neuen Einwürfen. Herr Moustier, einer der französischen Kommissäre, meinte sogar — man wird es kaum glauben — Lord Wellington und seine Armee, die in dem verschanzten Lager von Torres Vedras stand, müßten auch als französische Gefangene betrachtet werden. Herr Mackenzie erklärte dagegen, daß er einen solchen Vorschlag nicht zur

Kenntniß seiner Regierung bringen könne und die Unterhandlungen abbrechen müsse, wenn derselbe nicht zurückgenommen würde.

Es ist unnöthig, uns länger mit dem Gange der Unterhandlungen zu befassen, die nach dem Willen Napoleons kein Resultat haben sollten. Er hatte berechnet, welches von beiden Ländern seine Kriegsgefangenen, oder eigentlich die Dienste, die diese leisten konnten, am besten entbehren könne.

Durch die Conscription und durch das Aufgebot der Contingente, die ihm seine Vasallen und Bundesgenossen stellen mußten, konnte er immer so viel Streitkräfte aufbringen, als er zur Ausführung auch seiner riesenhaftesten Entwürfe bedurfte, während dagegen England, zufolge seines kostspieligen Werbesystems, auf die Befreiung seiner Gefangenen allerdings größern Werth legen mußte. Diese Unterhandlung war wahrscheinlich nur darauf berechnet, der französischen Armee zu beweisen, daß dem Kaiser das Schicksal ihrer in England gefangenen Waffenbrüder nicht gleichgültig sey, und als sich diese zerschlug, konnte man sich doch damit trösten, daß England noch immer mehr dabei leide, als Frankreich.

Einige Vorschläge, den allgemeinen Frieden betreffend, waren bei den Verhandlungen zu Morlaix auch zur Sprache gekommen; und die brittische Regierung hatte diesfalls drei verschiedene Grundsätze aufgestellt, mit der Erklärung, irgend einen derselben

als Basis annehmen zu wollen, und zwar erstens, der Besitzstand vor dem Krieg; oder zweitens, den dermaligen Besitzstand; oder aber drittens, den Grundsatz gegenseitiger Compensationen. Aber keiner dieser Grundsätze ward von der französischen Regierung beliebt, so daß der Versuch, den allgemeinen Frieden wieder herzustellen und eine Anzahl von mehr als hunderttausend menschlicher Wesen — wir meinen die beiderseitigen Kriegsgefangenen — der Freiheit, ihrem Lande und ihrer Heimath zurückzugeben, ohne allen Erfolg blieb.

Der Ton des Trotzes ward demnach wieder angestimmt, sobald man sich überzeugt hatte, daß England jeden nicht auf den Grundsatz der Billigkeit und Gleichheit gegründeten Frieden verwerfen würde. Graf Semonville bewies in einer feierlichen Rede, daß Buonaparte durch die beharrliche Herrschsucht Englands genöthigt worden sey, sich der ganzen Seeküste von Europa zu bemächtigen — daß sein Umsichgreifen zu Lande die nothwendige Folge von Englands Seeherrschaft sey. Er frug sodann, in prophetischer Begeisterung, wozu dies endlich führen müsse. „England mag darauf antworten," sagte er. „Es werfe einen Blick in die Vergangenheit und lerne dadurch die Zukunft beurtheilen. Frankreich und Napoleon werden sich stets gleich bleiben."

Drittes Kapitel.

Uebersicht der gigantischen Macht Napoleons in dem gegenwärtigen Zeitpunkte. — Die Kaiserin Marie Louise wird von einem Sohn entbunden. — Der König von Rom; Bemerkungen über diesen Titel. — Erwägung der guten und schlimmen Folgen, die dieses Ereigniß haben konnte. — Rückblick. — Die Exkönigin von Hetrurien. — Napoleon mißhandelt dieselbe auf eine unverantwortliche Weise. — Lucian Buonaparte erhält die Erlaubniß, nach England zu kommen, und gibt sich dort mit der Dichtkunst ab. — Mißlungener Versuch, Ferdinand zu befreien. — Seine Kleinmüthigkeit. — Operationen in Portugal. — Rückzug von Massena. — Sein Betragen als Mensch und als General. — Geschicklichkeit der beiden Heerführer. — Schlachten des Lord Wellington bei Fuentes d'Onoro, — des Lord Beresford auf der Südgrenze von Portugal, — des Generals Graham bei Barossa. — Die Engländer sind überall Sieger. — Operation von Arovo-Molinas. — Niederlage der Spanier unter Blake. — Er wird mit seiner Armee gefangen genommen; Valencia fällt in die Hände der Franzosen. — Uneinigkeit unter den französischen Generalen. — Joseph schreibt an Napoleon und bezeigt den Wunsch, seine Krone niederzulegen.

Das unermeßliche Reich Napoleons war schon auf der Neige, schon von dem Siechthum ergriffen, das übergroße Staaten früher oder später beschleicht; ein weites Gebiet bekundet noch nicht die Macht eines Staates, wie die ungewöhnliche Korpulenz eines Menschen kein Zeichen von Kraft oder Gesundheit ist. Napoleons Macht war in der That vor einigen Jahren größer gewesen, als jetzt, nachdem er

sein Gebiet so sehr erweitert hatte. Der spanische Krieg, der in solcher Entfernung und mit einem so großen Aufwande an Menschen und Geld geführt wurde, war ein fressendes Geschwür. Die Hülfsquellen, die ihm Holland unter der Herrschaft seines Bruders Ludwig gewährt hatte, versiegten, seit es dem französischen Reiche einverleibt worden, immer mehr. Dasselbe gilt von den Ländern und freien Städten des nördlichen Deutschlands, wo zahlreiche Banden von Schleichhändlern mit den französischen Mauthbedienten einen neckenden Guerillakrieg führten, der durch Nationalhaß und Gewinnsucht in manchen Bezirken beinahe zu einem Bürgerkriege erwuchs. Obgleich aber solche Würmer an der Wurzel des Baumes nagten, so waren doch die Zweige und Blätter, wie es schien, noch völlig gesund, und überschatteten einen größern Raum als je. Jetzt, wo sowohl in Oesterreich als in Frankreich die nahe Entbindung der Kaiserin Marie Louise dem Volke als eine frohe Botschaft verkündet wurde, sah man auf der Karte von Europa mit Schrecken und Erstaunen die unermeßliche Erbschaft, die dem erwarteten Kinde beschieden zu seyn schien.

Das Gebiet, das Napoleon als Kaiser von Frankreich und König von Italien unmittelbar beherrschte, war stufenweise zu dem folgenden ungeheuren Umfange angewachsen. Es erstreckte sich dasselbe in der Richtung von Nordost nach Südwest von Travemünde an der Ostsee bis an den Fuß der Pyrenäen, und

der Richtung von Norden nach Süden von Dünkirchen bis nach Teracina an der Grenze des Königreichs Neapel. Zweiundvierzig Millionen Menschen mit allen Eigenschaften, durch welche die Wohlfahrt eines Staates bedingt ist, von der Natur ausgestattet und über den gesegnetsten und schönsten Theil der civilisirten Erde ausgegossen, waren die unmittelbaren Unterthanen dieses herrlichen Reiches.

Napoleons Herrschaft erstreckte sich aber noch viel weiter; er gebot auch in der Lombardei, in den illyrischen Provinzen, in Istrien, Dalmatien und Albanien, und, als Vermittler der helvetischen Republik, auch in der Schweiz, aus der er die schönsten Hülfstruppen zog. Die Fürsten des Rheinbundes, von denen einige den Königstitel führten, mußten ihm auf den ersten Wink ein bestimmtes Truppencontingent stellen, und thaten dies mit einer Ergebenheit und Bereitwilligkeit, die gar sehr gegen die Schläfrigkeit abstach, mit der sie früher ihre armseligen Contingente zu der Reichsarmee gestellt hatten.

Murat war als König von Neapel der Vasall seines Schwagers; und nach der Unterwerfung der pyrenäischen Halbinsel, die Napoleon noch immer hoffte, sollten auch Spanien und Portugal seinem unermeßlichen Reiche einverleibt werden. So waren wenigstens drei Viertel der civilisirten Welt entweder dem Zepter Napoleons ganz unterworfen, oder doch, wie man hoffte, auf dem Punkte, es zu werden.

Unter den noch übrigen Staaten von Europa, die sich mehr oder weniger noch der Unabhängigkeit erfreuten, war Großbritannien der entschiedenste Gegner des Weltherrschers; es hatte ihm in dem so lange anhaltenden Kampfe wenigstens eben so viel Schaden zugefügt, als es durch ihn erlitten, und konnte sich rühmen, es jederzeit verschmäht zu haben, auf einem geringeren Fuße, als dem der Gleichheit mit ihm zu unterhandeln. Nicht diesem schönen Lande, obgleich es manches Opfer brachte und großen Verlust erlitt, sey davon die Ehre, sondern der Vorsehung, die sein Streben segnete und seinen Entschluß stärkte, die ihm die Macht gab, seine gute Sache, welche die Sache von ganz Europa war, zu verfechten, und den Muth, der Gerechtigkeit des Himmels zu vertrauen, unter Umständen, wo nach aller menschlichen Berechnung der Weise blödsinnig, der Tapfere kleinmüthig werden mußte.

Dänemark, denn so mächtig war der Einfluß, den Frankreich auf dessen Kabinet übte, konnte fast zu den unterwürfigen Bundesgenossen Napoleons gezählt werden.

Schweden vermochte nicht viel. Es litt, gleich den andern germanischen Nationen, durch den Alles verdorrenden Hauch des Continentalsystems; genöthigt, wegen Schwedisch-Pommern Frankreich zu schonen, mußte es sich ruhig verhalten und bessere Zeiten abwarten.

Noch mißlicher war die Lage von Preußen, das

ein Todfeind des französischen Namens, durch die französischen Truppen, die in seinen Festungen lagen, im Zaum gehalten, sich botmäßig wie eine Dienstmagd benehmen mußte. Wenn auch die Regierung in aller Stille die Bildung eines neuen Heeres betrieb und nach Entfernung der Elenden, die ihr Vaterland verrathen und verkauft hatten, versuchte Männer oder Jünglinge in den Dienst be rief, die Zeugen der Todesnoth ihres Vaterlandes gewesen und es als ihre heiligste Pflicht erkannten, dasselbe zu rächen; wenn ferner das Volk hier, wie in vielen andern Gegenden Deutschlands, auf den Tag seiner Erlösung harrte, so wurden solche Wünsche und Hoffnungen und Rüstungen doch nicht offenkundig, und der Beobachter konnte in Preußen nur eine Nation sehen, die sich in das Los der Knechtschaft fast ohne Hoffnung gefügt hat.

Oesterreich hatte durch den Krieg bereits schrecklich gelitten und war überdies an Napoleon durch ein besonderes Band geknüpft, das die Huldigung oder wenigstens die Aufmerksamkeit, die es diesem bewies, einigermaßen zu entschuldigen schien, in soferne sie dem Eidam seines Kaisers galt.

Das türkische Reich, dessen Stündlein, wären die Sachen noch länger so fortgegangen, wohl auch gekommen seyn würde, konnte für jetzt noch nicht in den Kreis von Napoleons Politik gezogen werden.

Rußland war noch im Kriege mit der Pforte,

um jene selbstsüchtigen Vergrößerungsplane auszuführen, die Napoleon zu Tilsit und Erfurt gutgeheißen ode worhl gar vorgeschlagen hatte. Jetzt wünschte er das Gelingen derselben nicht länger; er hörte vielmehr auf die Beschwerden von Oesterreich, das die Fortschritte Rußlands in jenen Gegenden höchst ungerne sah. Von allen Staaten des Festlandes, die sich den Schein der Unabhängigkeit gaben, schien sonach Rußland allein im Besitz derselben zu seyn. Die Einsprache gegen die Einverleibung von Oldenburg, die Zulassung der brittischen Schiffe und Waaren in den russischen Häfen waren gewiß sehr auffallende Erscheinungen und zeigten von einem ganz andern Geiste, als demjenigen, der zu Tilsit und Erfurt das russische Kabinet geleitet hatte. Doch wollten nur Wenige glauben, daß Rußland es wagen würde, auf dem ganzen Continente allein gegen Napoleon aufzutreten; selbst diejenigen Politiker, die Alles im günstigsten Lichte sahen, glaubten den glücklichen Erfolg eines solchen Schrittes bezweifeln zu müssen. Und doch sollte aus dieser tiefen, allen Blikken undurchdringlichen Nacht der Tag der europäischen Freiheit erstehen und aufleuchten.

Amerika, durch den atlantischen Ozean von Europa, dem Schauplatze des Krieges und allgemeiner Knechtschaft, geschieden, freute sich seiner glücklichen Sicherheit und schien, indem es in dieser Krise einige bestrittene Ansprüche gegen England geltend zu-

chen wollte, sich mehr durch die Eingebungen einer in der neuesten Zeit entstandenen Feindschaft, als durch den Gedanken an gemeinschaftliche Abkunft, Sprache und Sitten bestimmen zu lassen.

Die Kaiserin Marie Louise war noch nicht ein Jahr mit Napoleon vermählt, als sie von Geburtswehen befallen wurde. Es war eine schwere Geburt; der Hebarzt kam außer Fassung und getraute sich nicht zu thun, was noth that. Da erschien Napoleon im Gemache und befahl ihm, ganz so zu verfahren, als wenn die Kreißende eine gemeine Bürgersfrau wäre. Sie ward endlich von einem schönen Knaben glücklich entbunden, den Napoleon gewiß mit demselben Entzücken, als hätte er eine Schlacht gewonnen, auf seinen Armen in das nächste Gemach trug und im Triumphe den anwesenden Großoffizieren und Höflingen zeigte. Diese begrüßten den Neugebornen sofort als König von Rom, denn so wollte Napoleon den Erben der Republik genannt wissen.

Dieser Titel ward von Vielen getadelt; Einige meinten, den Königstitel von einer Stadt zu entlehnen, wo das Wort König den schlimmsten Sinn hatte, sey ein ominöser Gedanke. Die Katholiken wurden dadurch an die frevelhafte Gewaltthätigkeit erinnert, mit der man den Pabst seiner weltlichen Besitzungen beraubt hatte. Auch wußte man diesen dem französischen Thronerben beigelegten Titel nicht

mit der Bestimmung der italienischen Verfassung zu vereinigen, nach welcher das Königreich Italien nach dem Tode Napoleons einem Andern, als dem Kaiser von Frankreich zufallen sollte. *)

Solche Bemerkungen erlaubten sich aber nur die Mißvergnügten, oder die alten Anhänger der Bourbons, die in den Salons der Vorstadt St. Germain sich mit Scherzen, Satyren und Wortspielen die Zeit vertrieben und dadurch ihrem Unwillen gegen den Kaiser Luft machten. Die Stadt Paris bezeigte bei dieser Gelegenhei dieselbe lebhafte Freude, die sie in frühern Zeiten bei der Geburt eines Thronerben an den Tag gelegt hatte; Deputationen und Zuschriften fanden sich von allen Seiten ein; die Schmeichelei stimmte sogar den Ton der Nieder-

---

*) Auch der Scherz nahm bei dieser Gelegenheit das Wort. „Haben Sie Aufträge nach Frankreich?" sagte ein Franzose zu Neapel zu einem englischen Freunde; „ich werde in zwei Tagen dort seyn." — „In Frankreich?" antwortete der Freund; „Sie wollten, wie ich glaubte, nach Rom reisen?" — „Allerdings! aber Rom ist nun durch ein Dekret des Kaisers für immer mit Frankreich vereinigt." — „Ich weiß Ihnen keine Aufträge zu geben," sagte sein Freund; „kann ich Ihnen aber irgend einen Dienst in England erweisen? In einer halben Stunde bin ich dort." — „In England?" sagte der Franzose, „und in einer halben Stunde!" — „Ja," sagte sein Freund, „in der genannten Zeit bin ich auf der See, und die See ist ein integrirender Theil des brittischen Reiches."

trächtigkeit an; die modische Farbe des Anzugs erhielt einen Namen, der sich auf den König von Rom bezog, und der, wenn nicht aus Stolz, so doch aus Zartgefühl hätte verworfen werden sollen. Am auffallendsten war aber wohl der Umstand, daß der entthronte alte König von Spanien und seine Gemahlin sich auf den Weg machten, um in eigener Person ihre Glückwünsche wegen der Geburt eines Thronerben demjenigen darzubringen, der, ein Feind ihrer eigenen Kinder, ganz Spanien, ihr angestammtes Land, von den Pyrenäen an bis zu den Säulen des Herkules, mit Blut überschwemmt hatte.

Napoleon und seine innigeren Verehrer freuten sich über dieses glückliche Ereigniß, wodurch, wie sie glaubten, das Schicksal des französischen Reichs nach dem Tode seines Gründers gesichert werden mußte. Der Schutz des österreichischen Hauses, der Zauber, der auf dem Kinde eines so hochberühmten Vaters ruhte, schien diesem den unbestrittenen und ruhigen Besitz des Thrones verbürgen zu müssen. Auch das Leben des Vaters war fortan gegen den Dolch solcher Fanatiker, wie der zu Schönbrunn gewesen, gesichert; denn warum sollte man den Kaiser morden, wenn sein Reich ungetheilt und unverkümmert auf seinen Sohn und Erben überging?

Andere waren der Meinung, die durch die Geburt des Königs von Rom gegebenen Vortheile würden durch anderweitige Nachtheile wieder aufgewo-

gen. Diese behaupteten, einige der ausgezeichnetsten französischen Generale hätten es bis jetzt blos deßwegen mit Napoleon gehalten, weil ihnen die Hoffnung geblüht, einst nach seinem Tode auf dem Schlachtfelde oder im Krankenbette den Nachlaß dieses großen Günstlings des Glücks, gleich den Nachfolgern Alexanders des Großen, unter sich theilen zu können und in der großen Lotterie, die in diesem Falle nach ihrer Ansicht Statt finden mußte, Königreiche und Fürstenthümer als ein der Tapferkeit beschiedenes Los zu gewinnen. Solche Kriegsmänner, wähnte man, würden nun nicht länger dem lebenden Napoleon mit demselben Eifer dienen, weil sein Nachlaß jetzt, wie der eines gemeinen Bauern oder Bürgers, auf den Leibeserben übergehen würde. Die Politiker, die so dachten, erwogen nicht genugsam, wie sehr Napoleon allen seinen Umgebungen imponirte, wie sehr er sie an blinden Gehorsam gewöhnt hatte und wie wenig wahrscheinlich es daher war, daß seine Diener es wagen würden, sich sein Mißfallen zuzuziehen und wegen des Verlustes entfernter und grundloser Hoffnungen eine Kälte und eine Abneigung zu beweisen, die sie um ihren Rang und ihr Vermögen bringen konnten.

Wieder andere Politiker betrachteten eben dieses Ereigniß in Beziehung auf die offenkundigen wie auf die heimlichen Feinde Napoleons. Es glaubte wohl jedermann, und gewiß nicht ohne Grund, d

das unermeßliche, aber schlecht zusammengefügte Reich Napoleons in Trümmern fallen müsse, sobald es nicht mehr durch die Furcht und durch die Bewunderung, die seine Talente einflößten, zusammengehalten würde. Die genannten Politiker legten nun den Accent auf das allvermögende Talent Napoleons, auf sein unwiderstehliches Geschick, gaben aber den ungeduldigeren Patrioten den doch einigermaßen tröstlichen Rath, lieber den Tod Napoleons ruhig abzuwarten, als zum Behuf ihrer Befreiung sich in ein Wagestück einzulassen. Solcher Rath fand leicht Eingang, weil die Menschen, auch gegen ihren Willen, auf die Stimme der Klugheit hören, wenn es sich davon handelt, ein verzweifeltes Unternehmen einstweilen noch zu vertagen. Auf dergleichen Gründe konnte man sich aber jetzt nicht mehr berufen, nachdem der Despotismus gleichsam erblich geworden. Der Freiheit war keine Hoffnung mehr geblieben, und es gab auch für die lauesten Patrioten keinen Grund mehr, einen Widerstand, der durch die Gegenwart geboten war, bis zum Tode Napoleons aufzuschieben. Aus so verschiedenen Gesichtspunkten ward die Geburt des Königs von Rom betrachtet; und es läßt sich immer noch bezweifeln, ob dieses Ereigniß, so willkommen es auch für Napoleon in reinmenschlicher Hinsicht seyn mußte, dem Kaiser von Frankreich die politischen Vortheile gewährt habe, die derselbe ohne Zweifel davon erwartete.

Indessen nahmen die Mißhelligkeiten zwischen Frankreich und Rußland immer mehr zu. Ehe wir aber diesen hochwichtigen Gegenstand abhandeln, wollen wir in Beziehung auf Spanien und die spanischen Angelegenheiten einiger Vorfälle erwähnen, von denen jedoch die zwei ersten gewissermaßen isolirt dastehen.

Der erste Vorfall betrifft die Exkönigin von Hetrurien, eine Tochter des alten Königs von Spanien, und Ferdinands Schwester. Für diese Fürstin und ihren Sohn hatte Buonaparte das Königreich Hetrurien oder Toscana errichtet. Die Königin blieb aber nicht lange im Besitz; noch ehe die Intrike zu Bayonne gespielt wurde, ward Hetrurien wieder eingezogen, und sollte zur Entschädigung des unglücklichen Prinzen von Asturien dienen. Nachdem dieser aber ohne Bedingung abgedankt hatte, behielt Buonaparte das Land für sich und die Königin als Geißel zurück. Anfangs durfte sie ihren Aufenthalt zu Compiegne bei ihren Eltern nehmen; später wurde sie aber, unter dem Vorwande einer Versetzung nach Parma, nach Nizza gebracht und dort unter die strengste Aufsicht der Polizei gestellt. Diese Fürstin scheint etwas lebhafter gefühlt zu haben, als die übrigen Mitglieder ihrer Familie, die sich williger in ihr Schicksal fügten. Erschreckt und besorgt wegen der Lage, in der sie sich befand, versuchte sie nach England zu entfliehen. Zwei Herren aus ihrem Gefolge wurden

nach Holland geschickt, um Vorkehrungen zu ihrer Flucht zu treffen; die Sache ward aber verrathen. Am 16ten April 1811 erschienen Polizeibeamte und Gensd'armen in der Wohnung der Königin zu Nizza und bemächtigten sich ihrer Person und ihrer Papiere; sie blieb zwei Monate lang in enger Verwahrung; man drohte ihr, sie vor ein Kriegsgericht zu stellen und eröffnete ihr endlich, daß sie mit ihrer Tochter (ihr Sohn war zu Compiegne als bedeutend krank zurückgeblieben) ihren Aufenthalt in einem Kloster zu Rom nehmen müsse, wohin sie nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden auch wirklich abgeführt wurde. Ihre zwei Agenten, die man verhaftet hatte, wurden nach Paris gebracht, dort durch ein Kriegsgericht zum Tode verurtheilt und zum Behuf ihrer Hinrichtung auf die Ebene von Gresnelle abgeführt, wo der eine auf der Stelle erschossen, der andere im letzten Augenblick begnadigt wurde. Allein die Todesangst hatte die Lebenskraft des armen Menschen erschöpft, und er starb wenige Tage nachher. Dieses strenge Verfahren gegen eine Fürstin — gegen eine Königin — die ihre Person, in der Erwartung, daß wenigstens ihre Freiheit nicht verkürzt werden würde, in die Gewalt Napoleons gegeben hatte, war ein Vergehen gegen die Gerechtigkeit, gegen die Menschlichkeit und gegen ächte Rittersitte.

Es ist sonderbar, daß, während Napoleon mit

solcher Grausamkeit gegen eine fremde und unabhängige Fürstin verfuhr, blos weil sie ihren Wohnsitz von Frankreich nach England hatte verlegen wollen, sein eigener Bruder Lucian in demselben so verwünschten, so oft mit dem Schicksal von Carthago bedrohten Eilande gastlich aufgenommen wurde. Napoleon, der in den Prinzen seines Hauses immer nur seine ersten Sklaven sehen wollte, war in der neuesten Zeit sehr in Lucian gedrungen, seine Gattin zu entlassen und sich mit einer Prinzessin aus einem der königlichen Häuser des Continents zu vermählen, oder doch wenigstens die Hand seiner Tochter dem Prinzen Ferdinand von Spanien, der durch sein Betragen bei einer sogleich zu erwähnenden Gelegenheit in seiner Gunst gestiegen war, zu verwilligen. Aber Lucian, der damals weder für seine Person, noch für seine Familie mit dem Ehrgeize seines Bruders zu thun haben wollte, war auf den Gedanken gekommen, sich in Amerika niederzulassen und dadurch der Zudringlichkeit des Kaisers zu entgehen. Er bewarb sich um einen Paß bei dem brittischen Minister in Sardinien, der ihn an die brittische Regierung verwies. Als er auf seinem Gesuche beharrte, ward er nach England eingeladen, wo er unter der Aufsicht eines einzigen Offiziers auf sein Ehrenwort als freier Mann leben durfte. Sein Betragen war tadellos; und der ehemalige Staatsmann, der in der Revolution eine so bedeutende Rolle gespielt hatte, wußt

sich mit einem epischen Gedichte, das Karl den Großen zum Gegenstande hatte, auf eine harmlose Weise zu beschäftigen, während sein Bruder Napòleon damit umging, das große Reich des Sohnes von Pipin wieder herzustellen und zu befestigen.

Eine andere seltsame Intrike, die auf eine unerwartete Weise endete, war das Resultat eines Versuchs des englischen Ministeriums, die Befreiung von Ferdinand, des rechtmäßigen Königs von Spanien, zu bewirken. Es hatte sich in diesem bedrängten Lande eine royalistische und eine Volkspartei gebildet, und den Patrioten war dadurch ihr Hauptziel, die Wiedereroberung ihres Landes, einigermaßen aus den Augen gerückt worden. Die englische Regierung war, wie man leicht begreift, überzeugt, daß Ferdinand, der Liebling seiner Unterthanen, einmal auf freien Fuß gesetzt, sich gerne an ihre Spitze stellen, ihren Zwistigkeiten ein Ende machen und überhaupt der ganzen Nation einen Impuls geben würde, der ihr nur durch ihren König gegeben werden konnte. Hätte die englische Regierung den wahren Charakter dieses Fürsten besser gekannt, so würde ihr gewiß nicht eingefallen seyn, seine Gegenwart in Spanien zu wünschen. Sie irrte sich aber und handelte einer falschen Voraussetzung gemäß.

Baron Kolli (oder Kelly), ein Piemonteser von irländischer Abkunft, war hiebei das Werkzeug der englischen Regierung. Man gab ihm einige Dia-

manten und andere Pretiosen. Unter dem Vorwand, diese an den Mann zu bringen, sollte er sich zu Valençai Zutritt bei dem Prinzen verschaffen, der, wie es hieß, damit beschäftigt war, ein reiches Gewand zum Weihegeschenk für die heilige Jungfrau zu stikken. Kolli war angewiesen, den Prinzen von seinem Auftrage in Kenntniß zu setzen, mit Hülfe einiger Royalisten seine Flucht zu veranstalten und ihn an die Küste zu geleiten, wo ein kleines Geschwader vor Anker lag, um den König von Spanien nach Gibraltar, oder wohin er wollte, zu bringen. Im März 1810 wurde Kolli in der Bucht von Quiberon ans Land gesetzt und ging von da nach Paris ab, um seine Anstalten zu treffen. Er ward jedoch von der Polizei aufgespürt und in dem Augenblick, als er nach Valençay abreisen wollte, verhaftet. Man versuchte es sogar, ihn zur Ausführung seines Auftrags, den die Polizei aus seinen Papieren ersehen hatte, im Einverständniß mit dem französischen Minister, zu bewegen. Als Kolli sich zu diesem schlechten Streich nicht hergeben wollte, ward er in dem Schlosse Vincennes in enge Verwahrung gebracht, während derselbe Gehülfe, der ihn verrathen und einige Aehnlichkeit mit ihm hatte, statt seiner nach Valençay abgeschickt wurde.

Allein Ferdinand, der entweder einen Betrug ahndete, oder aus Verzagtheit eine ruhige Knechtschaft dem gefährlichen Wagestück, das ihm zur Frei-

heit verhelfen sollte, vorzog, wollte diesem Sendling kein Gehör geben und zeigte die Sache dem Gouverneur des Schlosses an. Und so kam der falsche Kolli nach Paris zurück, während der wirkliche in dem Schlosse von Vincennes bis zur Einnahme von Paris verhaftet verblieb. Ferdinand schrieb an Buonaparte, um sich seines Betragens zu rühmen und gegen die englische Regierung loszuziehen, die, wie er sagte, seinen Namen mißbraucht und dadurch großes Blutvergießen in Spanien veranlaßt habe. Er wiederholte zugleich seinen seh nlichen Wunsch, der Adoptivsohn des Kaisers zu werden, und drückte die Hoffnung aus, daß diejenigen, die ihn hätten entführen wollen, zu verdienter Strafe gezogen werden würden; er schloß mit dem Wink, daß er Valençay, wo es ihm nicht gefalle und das in keiner Hinsicht für ihn tauge, zu verlassen wünsche. Jene Andeutung Ferdinands, seine Verbindung mit der Familie Napoleons betreffend, gab wahrscheinlich Anlaß zu dem neuen Versuche des Kaisers, zufolge dessen Lucian Italien verließ. Ferdinands Wunsch, seinen Aufenthalt anderswo zu nehmen, blieb unerfüllt; das einzige, was er durch seine Aufrichtigkeit gegen seinen Zwingherrn gewann, war, daß er einem engern Verhaft oder einem noch schlimmern Schicksal entging, das ihn ohne Zweifel getroffen haben würde, wenn er unklugerweise dem falschen Baron Kolli getraut hätte.

In Portugal war der große Kampf zwischen Massena und Wellington, auf den, wie wir früher bemerkten, die Augen der Welt gerichtet waren, ganz zu Gunsten des englischen Generals entschieden worden. Dieser Vortheil darf nicht etwa dem Beistand der Elemente — nicht den Wirkungen des im Kriege oft so mächtigen Zufalls zugeschrieben werden — er war nicht das Resultat irgend eines Wagestücks — nicht das Ergebniß einer verlornen oder gewonnenen Schlacht, sondern einzig das Werk der Ueberlegenheit eines großen Feldherrn über den andern, in dem furchtbaren Spiel, worin bis jetzt noch keiner von beiden seines Gleichen gefunden hatte.

Massena lag mehr als vier Monate lang mit einer der schönsten französischen Armeen, die man je gesehen, vor jenen unangreifbaren Linien, in welchen die weit schwächere brittische Armee Lissabon, das Ziel seines Strebens, das Objekt seiner Operationen, deckte. Griff Massena die Sieger von Busaco in dieser furchtbaren Stellung an, so setzte er seine ganze Armee aufs Spiel; zog er sich zurück, so gab er ein Unternehmen auf, womit ihn der Kaiser, im Vertrauen auf seine Geschicklichkeit und sein Glück, beauftragt hatte; und jenes Vertrauen mußte nothwendig geschwächt werden. Massena bot seine ganze Kriegskunst auf, um seinen Gegner aus seiner vortheilhaften Stellung zu locken. Er drohte, den Krieg über den Tajo zu tragen — seine Armee in de-

Richtung von Oporto zu entwickeln; aber alles, was er versuchte, war von seinem Gegner vorausgesehen, vorausberechnet, und ward mit leichter Mühe hintertrieben. Endlich ging Massena, durch Entbehrungen aller Art erschöpft und auf seinen Verbindungslinien gefaßt, nachdem er einen Monat in der Stellung von Alenque verweilt hatte, nach Santarem zurück, um dort bessere Winterquartiere zu beziehen; allein in den ersten Tagen des Märzmonats sah er, daß er sich auch in diesen nicht behaupten könne und daß er, um den Ueberrest seiner siechen und herabgeschmolzenen Armee zu retten, sich zu einem schleunigen Rückzuge entschließen müsse.

Er trat diesen berühmten Rückzug, durch den das Schicksal des Feldzugs entschieden wurde, am 4ten März wirklich an. Massena's Benehmen hat seine Lichtseite und seine Nachtseite. Aus dem Standpunkte der Humanität betrachtet, erscheint er als ein Unmensch; so arg ließ er es seine Soldaten treiben. Es ist ein bekannter Aberglaube, daß der böse Feind, wenn er aus dem Höllenpfuhl herauf beschworen wird, das Gebäude, wo er erschienen ist, bei seinem Wiederverschwinden zertrümmert. Es scheint, die Franzosen hätten in Portugal, zum Beweis, daß sie einmal da gewesen, nichts als Trümmer zurücklassen wollen. Ihre Zügellosigkeit übersteigt alle Beschreibung; sie verübten die entsetzlichsten Gräuel. Sieht man aber hievon ob, um einzig

das Feldherrntalent von Massena ins Auge zu fassen, so hat er von seinem Rückzuge vielleicht eben so viel Ehre, als von allen den großen Waffenthaten, durch die er seinen Namen so berühmt gemacht hatte. War er mit Recht ein Günstling des Glücks genannt worden, so bewies er jetzt, wo solches zu andern Fahnen überging, daß sein Ruf nicht von dessen Lächeln abhänge, daß er solchen durch seine eigenen Talente zu behaup tn wisse. Auf seinem Rückzuge durch den nördlichen Theil von Portugal, ein rauhes Gebirgsland, war Lord Wellington ihm stets auf der Ferse und ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Die Bewegungen der beiderseitigen Truppen entsprachen einander so genau, daß der sachverständige oder unbefangene Beobachter die Regelmäßigkeit einer Schachpartie darin erkennen mußte.

Die Franzosen wählten auf ihrem Rückzuge oftmals eine Stellung, aus der man sie mit Gewalt nicht vertreiben konnte; wenn alsdann das Mittel der Umgehung gegen sie versucht wurde, zogen sie zur rechten Zeit ab, um weiter rückwärts wieder eine ähnliche Stellung zu nehmen, gegen die dasselbe Manöver wiederholt werden mußte. So räumte Massena nach und nach das ganze portügiesische Gebiet, mit Ausnahme der Grenzfestung Almeida, die von Lord Wellingt onz uerst berennt und dann belagert wurde.

Sobald Massena Spanien wieder erreicht hatte,

zog er ungesäumt aus Castilien so viele Verstärkungen an sich, als er konnte. Er brachte eine ansehnliche Macht zusammen und ergriff vierzehn Tage nach seinem Rückzuge aus Portugal die Offensive wieder, um die Festung Almeida, die einzige noch übrige Trophäe seines siegreichen Vormarsches, zu entsetzen. Lord Wellington schlug die Schlacht nicht aus, die am 5ten Mai bei Fuentes d'Onoro Statt fand. Das Gefecht war hartnäckig, und der französische General erlitt eine Niederlage, ungeachtet seiner Ueberlegenheit, besonders an Reiterei. Er zog sich hierauf von der portugiesischen Grenze zurück, nachdem er zuvor den Befehl zur Räumung von Almeida gegeben, die der französische Kommandant mit vieler Geschicklichkeit zu bewerkstelligen wußte.

Weiter südwärts focht Lord Beresford gleichfalls eine schreckliche und blutige Schlacht. Das Treffen blieb gewissermaßen unentschieden, doch konnte Soult, der die Franzosen befehligte, seinen Zweck nicht erreichen, d. h. die belagerte Festung Badajoz nicht entsetzen. Die Britten waren sonach in Portugal sowohl als an der Grenze durchaus glücklich gewesen, und ihre Landsleute zu Hause schöpften neue Hoffnungen, neuen Muth.

Auch Cadix, das noch übrige Bollwerk der Patrioten, war Zeuge eines glänzenden Gefechts gewesen. General Graham hatte im März 1811 mit einem Korps brittischer Truppen einen Ausfall ge-

macht und auf den Höhen von Barossa einen Sieg erfochten, der, von dem spanischen General Lapena gehörig unterstützt, großen Einfluß auf den Gang der Belagerung gehabt haben würde, der aber doch, obgleich er nicht vollständig war, den Muth und das Selbstvertrauen der Belagerten hob und dagegen die Belagerer demüthigte und verblüffte. Es war in ganz Spanien mit abwechselndem Glücke gefochten worden. Allein, wenn wir uns ein solches Gleichniß erlauben dürfen, der brennende Busch war doch nicht verzehrt worden, und Spanien setzte jenen allgemeinen Widerstand fort, zu dem man seine Zuflucht jedesmal zu nehmen schien, wenn die Künste des regelmäßigen Kriegs nichts vermocht hatten; so bietet die Natur oftmals ihre Kraft auf, um eine Krankheit zu heilen, die von den Aerzten für tödtlich erklärt worden ist.

Catalonien that, obgleich seine Burgen gefallen waren, unter den Befehlen von Lacy und D'Eroles, dem Feinde gelegenheitlich großen Abbruch. Figueras, eine der stärksten spanischen Festungen, ward durch die kühne Kriegslist des Rovira, eines Doktors der Theologie, der eine Guerillabande befehligte, wieder erobert; und obgleich dieser mit Lebensmitteln schlecht versehene Platz von den Franzosen sogleich wieder belagert und genommen wurde, so wurde der ausdauernde Muth der Spanier durch da-

erste Ereigniß mehr gehoben, als durch das zweite gebeugt.

Besonders auffallend aber war, daß sowohl die brittischen, als die portugiesischen Truppen, die Lord Beresford zu würdigen Kampfgenossen ihrer Alliirten herangebildet hatte, jetzt ganz anders geführt wurden, als früher von jenen Generalen, die stets den einen Fuß auf der See, den andern auf dem Lande haben, und, als führten sie amphibische Geschöpfe, die auf zwei Elemente angewiesen sind, das Meer nie aus dem Gesicht verlieren wollten, die einzig darauf bedacht waren, sich der Angriffe des Feindes, so gut sie konnten, zu erwehren, sich aber niemals getrauten, dem Feinde zuvorzukommen und seine Plane, noch ehe sie reif waren, zu vereiteln. So trug z. B. Lord Wellington kein Bedenken, zum Schutze von Galizien, das von den Franzosen bedroht war, die Blokade von Ciudad Rodrigo mit einer weit schwächern Armee zu unternehmen, als voraussichtlich diejenige war, die der Feind gegen ihn aufbringen konnte. Er zog dadurch die Franzosen von Galizien ab und zwang sie, ihre Streitkräfte zu concentriren, um einem so wichtigen Platze zu Hülfe zu kommen. Eine solche Zusammenziehung ihrer Streitkräfte war aber für die Franzosen mit großen Nachtheilen verbunden. Die Guerillas erhielten dadurch freien Spielraum und konnten nun mit ihrem gewohnten Muthe und der ihnen eigenen

List über einzelne französische Trupps und Konvois herfallen und sich wohl gar derjenigen Posten bemächtigen, die der Feind nicht gehörig besetzt hatte. Und als nun die Franzosen mit ihrer versammelten Macht den brittischen General zu überwältigen gedachten, hatte Marmont den Verdruß, zu sehen, wie dieser sich im Angesicht eines überlegenen Feindes mit einer Ordnung und Fassung zurückzog, als marschirte er in Freundesland.

Als sich jetzt der französische General im Moniteur weitläufig darüber ausließ, wie es den Engländern ergangen seyn würde, wenn sie sich nicht durch eine schlennige Flucht gerettet hätten, ward er durch die geschickt angelegte und kühn ausgeführte Unternehmung von Arroyo-Molinas auf seine Kosten belehrt, daß ein Rückzug noch keine Flucht sey. In diesem Dorfe wurden mehr als 1400 Franzosen aufgehoben, die sich gar keines Angriffs versehen hatten. Dieses kleine Gefecht bekundete einen Unternehmungsgeist, eine Vorliebe zur Offensive, welche die Franzosen den brittischen Truppen gar nicht zutrauten; sie sahen sich zum ersten Mal an Wachsamkeit, Unternehmungsgeist und Thätigkeit von ihren Gegnern übertroffen. Auch die brittische Nation war jetzt überzeugt, daß ihre Landarmee sich durch ihren Muth und ihre kriegerischen Eigenschaften nicht weniger auszeichne, als ihre gepriesene Seemacht. Die Franzosen wurden unweit Gibraltar von dem spanischen

General Ballesteros geschlagen, und Godinot, ihr General, schoß sich eine Kugel durch den Kopf, um nicht von Soult, seinem Obergeneral, zur Rechenschaft gezogen zu werden. Tarifa, das in derselben Gegend liegt, ward von einer aus Spaniern und Britten bestehenden Besatzung mit Erfolg vertheidigt; und die Franzosen sollen vor diesem Platze nicht weniger als 2500 Mann verloren haben.

Auf der andern Seite behielten die Franzosen, zufolge ihrer bessern Kriegszucht, stets die Oberhand über die Patrioten, so oft sie dieselben zu einem einigermaßen regelmäßigen Treffen bringen konnten. So wurde Blake nach tapferem Widerstande unweit Murviedro gänzlich geschlagen, und diese Stadt selbst fiel dem Feinde in die Hände. Eine andere, noch schlimmere Folge des unglücklichen Treffens von Ocana, wie man es nannte, war die Einnahme von Valencia, wo Blake mit dem Ueberreste seiner geschlagenen Truppen in Kriegsgefangenschaft gerieth.

Aber unter diesen Wechseln des Waffenglücks blieb der französische Krieg für Buonaparte eben so kostspielig und nachtheilig, als er fast von vorne herein gewesen. Es kamen weit mehr Franzosen durch Krankheit oder Mangel um, als durch das Schwert, obgleich dieses nicht müßig blieb. Es gibt in Spanien manche für fremde sehr ungesunde Bezirke, die demungeachtet von den Eingedrungenen behauptet werden mußten. Wenn dort der Tod unter den Fran=

zosen recht aufgeräumt hatte, erschienen sofort die Guerillas, um über die Uebergebliebenen, gleich Raubvögeln über ein gefallenes Thier, herzufallen.

Ueberdies waren die französischen Generale unter sich uneins. Joseph, obschon er im Punkte der Macht nur ein Schattenkönig war, fühlte dennoch das Unwürdige seiner Stellung in der Mitte jener übermüthigen Kriegshäupter, die nur den Kaiser über sich sahen, und keinen andern Befehlen, als denen, die ihnen von Paris zukamen, gehorchten. Er erklärte seinem Bruder schriftlich, er sey entschlossen, dem spanischen Thron in aller Form zu entsagen, wenn ihm nicht eine größere Gewalt, als es bisher, ungeachtet der ausdrücklichen Befehle Napoleons, der Fall gewesen, eingeräumt würde. Allein Napoleon, der einen neuen Krieg im Norden zunächst voraussah, ließ sich nicht auf die Bitte seines Bruders ein, so dringend sie auch war; und so blieb Spanien während des weit bedeutenderen russischen Feldzugs gewissermaßen seinem Schicksal überlassen.

Viertes Kapitel.

Rückblick auf die veranlassenden Ursachen des russischen Kriegs. — Man muß dieselben in dem Vertrage von Tilsit aufsuchen. — Rußlands angebliche Beschwerde. — Napoleons Rathgeber sind gegen einen Krieg mit Rußland. — Auch Fouché ist dagegen. —

Er überreicht dem Kaiser eine Denkschrift über diesen Gegenstand. — Seine Antwort. — Gründe, durch welche Napoleon von der Zweckmäßigkeit des Kriegs seine Rathgeber zu überzeugen sucht.

Wir nähern uns jetzt dem verhängnißvollen Jahre, in welchem das Glück zum ersten Mal auf Napoleon selbst, gegen den es sich bisher so parteiisch gezeigt hatte, einen finstern und grimmigen Blick warf. Er hatte zwar, sowohl zu Wasser als zu Land, schon manchen schmerzlichen Verlust erlitten; er konnte aber dabei noch immer, wie bei der Nachricht von dem Schlage bei Trafalgar, sagen: — „Ich war nicht dort — ich kann nicht überall zugleich seyn.“ Jetzt sollte er bald Unglücksfälle erfahren, bei denen sich dieser stolze Kommentar nicht anwenden ließ. Wir fangen damit an, dem Leser die Ursache des Streits, der sich zwischen dem französischen und dem russischen Reiche entspann, ins Gedächtniß zu rufen.

Die erste Veranlassung zu diesem Streite finden wir in demselben Vertrage von Tilsit, der die Beherrscher beider Reiche zu persönlichen Freunden gemacht und dadurch eine neue Entzweiung derselben fünf Jahre lang verhindert hatte. Das unermeßliche russische Reich ist einzig auf seiner westlichen, d. h. gerade auf derjenigen Grenze zugänglich, durch die es mit Europa in Berührung kommt; es kann nur in denjenigen Besitzungen angegriffen werden, die ihm in der europäischen Republik eine Stelle anwei=

sen. Die in jeder Hinsicht so ungerechte Theilung Polens war für Rußland ungleich wichtiger, als für Oesterreich oder Preußen; denn so lange dieser Staat seine halbbarbarische und stürmische Unabhängigkeit behauptete, lag er größtentheils zwischen Rußland und dem übrigen Europa, oder mit andern Worten, zwischen Rußland und der civilisirten Welt. Jede Revolution, die den Polen wieder zur Unabhängigkeit, nach der sie sich ohne Unterlaß sehnten, verhalf, mußte den Czar wieder in seine Wälder zurückwerfen, seinem Einflusse auf die europäischen Angelegenheiten ein Ende machen und ihn gewissermaßen auf die Stufe eines asiatischen Herrschers herabsetzen.

Eine solche Befreiung ihres Vaterlandes und die Wiedervereinigung seiner abgerissenen Provinzen unter einer gemeinsamen Nationalverfassung erwarteten die Polen nachgerade von Buonaparte; darum hatten sie sich nach der Schlacht von Jena unter seine Fahnen gestellt, und obgleich er viel zu klug war, in Beziehung auf die Wiederherstellung etwas Bestimmtes zu versprechen, so deuteten doch viele seiner Maßregeln darauf hin, daß er dergleichen im Schilde führe. Als er z. B. den preußischen Antheil von Polen in ein Großherzogthum umschuf, und nicht ohne geheime Absicht unter die Herrschaft des Königs von Sachsen, eines Abkömmlings der ehemaligen polnischen Könige, stellte, was konnte man in dieser neuen Schöpfung anders sehen, als die Uran-

fänge eines unabhängigen Staates, mit welchen, wie sich die Gelegenheit darbot, auch der russische und österreichische Antheil Polens vereinigt werden sollte? „Wozu diese Militärstraße aus Sachsen mit Warschau durch Schlesien?“ so frugen diejenigen Staatsmänner, die der altrussischen oder antifranzösischen Partei angehörten. „Will sich Frankreich nicht etwa dadurch ein Mittel vorbehalten, eine überlegene Truppenmacht in das Großherzogthum zu bringen, um zur gelegenen Zeit dem russischen Reiche die reichen polnischen Provinzen wieder zu entreißen, welche die große Katharina demselben einverleibt hatte? Warum,“ so frugen dieselben Staatsmänner, „soll Frankreich zufolge einer ausdrücklichen Bestimmung des tilsiter Vertrags bis zum Seefrieden hin im Besitz von Danzig bleiben? Ist es nicht im Falle eines Krieges mit Rußland zu einem Waffenplatze bestimmt, und muß nicht Napoleon in demselben Augenblick, als er mit Alexander persönliche Freundschaft schloß, die Wahrscheinlichkeit eines solchen Krieges berechnet haben?“

Die Bestimmungen des Friedens von Schönbrunn vermehrten noch diesen Verdacht. Durch den genannten Friedensvertrag wurde ganz Westgallizien mit der Stadt Krakau und andern Gebietstheilen von Oesterreich abgelöst und zu dem Großherzogthum Warschau geschlagen. Man wollte darin einen neuen Beweis sehen, daß Napoleon mit der Wiederherstel-

lung

lung von ganz Polen umgehe, von welchem jetzt noch Rußland allein den ihm durch die Verträge beschiedenen Theil behielt.

Aus andern Umständen zog man denselben Schluß. Die Altrussen, eine zahlreiche und mächtige Partei im russischen Reiche, die den größten Theil der großen Gutsbesitzer in sich begreift, litten, wie einst unter dem Kaiser Paul, sowohl im Ganzen genommen, als einzeln durch das Continentalsystem, das ihren Verkehr mit England aufhob. Ihr Bauholz, ihr Pech, ihre Potasche, ihr Hanf und andere gewichtige Sturzwaaren, die auf ihren Ländereien erzeugt werden und auf dem englischen Markte stets Abnehmer gefunden hatten, blieben jetzt werthlos in ihren Händen und konnten nicht mehr gegen Kolonialprodukte und englische Manufakturwaaren ausgetauscht werden. Mit dem Verbot eines solchen, für beide Länder vortheilhaften Tauschhandels wurden sie durch das Gerede Napoleons von der Freiheit der Meere und der englischen Seeherrschaft eben nicht ausgesöhnt. Eine Befreiung, die mit der Vernichtung ihres Handels und der Entwerthung ihrer Ländereien begann, konnte ihnen nicht zusagen; die russischen Boiaren begriffen das Geschrei Napoleons gegen die Engländer nicht besser, als die Müller am Ebro das Schelten des Don Quixote's auf ihre Kunden. Diese Magnaten meinten, der französische Herrscher wolle vorerst ihren Handel unterdrücken, um Großbritan=

nien um so bälder zu Grund richten zu können; nach der Erreichung dieses Zweckes werde es ihm alsdann um so leichter seyn, durch die Wiederherstellung Polens Rußlands politische Bedeutung in dem europäischen Staatensysteme zu vernichten.

Hiezu kam noch die in ganz Rußland verbreitete Meinung, daß der russische Kaiser von Frankreich nicht auf dem Fuße der Gleichheit behandelt werde. Es ist in der Diplomatik etwas Unerhörtes, wenn eine Regierung es sich herausnehmen will, einer andern eben so unabhängigen Regierung in Beziehung auf ihren Verkehr Bedingungen vorzuschreiben; eine solche, auf den Fall der Weigerung mit Drohungen verschärfte Forderung ist zu allen Zeiten als ein gültiger Kriegsgrund angesehen worden. Und diese Meinung, daß das Bündniß mit Frankreich Rußland zur Schande gereiche, dasselbe in große Noth bringe und noch größeres Unglück voraussehen lasse, ward endlich so allgemein, daß der Kaiser auf die Wünsche seines Volks nothwendig hätte Rücksicht nehmen müssen, auch wenn seine Freundschaft mit Napoleon durch Manches, was sich in der neuesten Zeit zugetragen, nicht getrübt worden wäre.

Die Verbindung mit Oesterreich war ganz dazu geeignet, dem Kaiser Alexander Besorgnisse einzuflößen. Rußland und Oesterreich waren, obgleich sie in der neuern Zeit sich gegen Frankreich vereinigt hatten, früher stets Nebenbuhler und zuweilen auch

Feinde gewesen. Durch die Dazwischenkunft Oesterreichs waren die Fortschritte Rußlands in der Türkei mehr als einmal gehemmt worden, auch hatte sich Oesterreich seiner Vergrößerung im südlichen Europa widersetzt. Durch seine Familienverbindung mit dem Hause Habsburg war Buonaparte für Rußland noch furchtbarer geworden; es war zu besorgen, daß er mit Oesterreich gegen Rußland gemeinschaftliche Sache machen möchte, selbst in solchen Angelegenheiten, die Frankreich nicht unmittelbar betrafen.

Solche Verdachtgründe konnten aber füglich unerörtert bleiben. Rußland beschwerte sich und mußte sich über Frankreich beschweren, sobald und so lange Napoleon sich herausnahm, für dasselbe, so wie für andere Nationen in Beziehun auf Handelsangelegenheiten und andere Gegenstände denken und entscheiden zu wollen, in welchen jeder unabhängige Staat gerne als solcher nur nach seinem eigenen Gutdünken verfahren will. Dies war der wahre Stand der Sache. Um Napoleons Bundesgenosse zu bleiben, mußte Alexander sein Vasall werden; bestand er auf seiner Unabhängigkeit, so ward er sein Feind; und es ist nicht zu verwundern, daß ein so stolzer und mächtiger Herrscher, wie der Czar, lieber das Glück der Waffen versuchen, als den Glanz oder die Unabhängigkeit seiner alten Krone in Gefahr bringen wollte.

Auch die Zeit schien für den Widerstand so günstig, als Rußland sie nur immer erwarten konnte.

Der spanische Krieg konnte nicht plötzlich abgebrochen oder beendigt werden. Er beschäftigte 250,000 der besten und ältesten französischen Truppen, verursachte einen unermeßlichen Aufwand und verminderte folglich die Kriegsmittel, die der französische Kaiser gegen Rußland verwenden konnte. Die Beendigung dieses erschöpfenden Krieges würde ihn in Stand gesetzt haben, zahlreichere und bessere Streitkräfte gegen Rußland aufzubringen; es war sonach dem Interesse des letztern gemäß, diesen Zeitpunkt nicht abzuwarten.

Dieselben Gründe, welche Rußland bestimmen mußten, sich jetzt sogleich den ausschweifenden Forderungen Frankreichs zu widersetzen, hätten Napoleon nach den Regeln der Klugheit vermögen sollen, auf solchen Forderungen nicht länger zu bestehen und sich nicht muthwilligerweise in zwei offenbare Volkskriege zu verwickeln, wovon nur einer durch ihn selbst unmittelbar geleitet werden konnte. Seine besten und einsichtsvollsten Generale, die er zu Rathe zog, oder, um richtiger zu sprechen, denen er sein Vorhaben eröffnete, bedienten sich verschiedener Gründe, um ihn dahin zu bringen, daß er seinen Entschluß ändere oder wenigstens verschöbe. Er selbst zögerte mehr als ein Jahr und war mehr als einmal auf dem Punkte, sich mit Rußland auf eine friedliche Art zu verständigen.

Der Beschwerden des Czars waren vier an der Zahl:

I. die für Rußland bedenkliche Vergrößerung des Großherzogthums Warschau zufolge des Vertrags von Schönbrunn, als wäre dasselbe zum Kern eines unabhängigen Staates oder polnischen Königreichs bestimmt, zu welchem zu seiner Zeit der russische Antheil Polens geschlagen werden sollte. In Beziehung auf diesen Punkt verlangte der Czar von dem französischen Kaiser die unumwundene Erklärung, daß das Königreich Polen nicht wieder hergestellt werden solle. Napoleon lehnte diese Forderung mit der Bemerkung ab, daß er sich dadurch verbindlich machen würde, etwas zu verhindern, was wohl auch ohne sein Zuthun geschehen könnte. Er wollte sich dagegen anheischig machen, weder mittelbar, noch unmittelbar zu Gunsten der Wiederherstellung von Polen irgend etwas zu thun. Diese modificirte Zusage genügte dem Czar nicht, dessen ursprüngliche Forderung dahin ging, daß Frankreich jedem Versuche zur Wiederherstellung Polens sich widersetzen solle; nach jener modificirten Zusage dagegen konnte Frankreich in einem solche Falle auch neutral bleiben.

II. die gegen die Bestimmungen des tilsiter Vertrags verfügte Einverleibung des Herzogthums Oldenburg, der Besitzung eines dem Czar nahe verwandten Fürsten. Napoleon hatte sich zwar verbindlich gemacht, den Herzog zu entschädigen; Rußl

verlangte aber, daß dieser Fürst entweder durch Danzig oder durch irgend ein anderes eben so einträgliches Gebiet an den Grenzen des Großherzogthums Warschau entschädigt und so eine neue Bürgschaft gegen die Erweiterung des letztern Staates gegeben werde. Frankreich wollte sich hiezu nicht verstehen, ob es sich gleich zu einer anderweitigen Entschädigung erbot.

III. Die dritte Streitfrage war, in wieferne Rußlands Verkehr mit England beschränkt werden solle. Napoleon schlug vor, in den Fällen, wo russische Produkte zum Austausch gegen englische ausgeführt würden, mittelst gegenseitiger Licenzen eine Erleichterung eintreten zu lassen.

IV. Es ward auch eine Revision des russischen Tarifs von 1810 vorgeschlagen, nach welcher ohne Nachtheil für Rußland die hohen, auf die Gegenstände des französischen Handels gelegten Zölle in etwas herabgesetzt werden sollten.

Diese Bedingungen, die Napoleon bei den Unterhandlungen zu Grund zu legen sich bereit erklärte, hätten offenbar zu einem gütlichen Vergleich führen müssen, wären die beiden Herrscher weniger eifersüchtig auf einander, weniger gegen einander erbittert gewesen. Buonaparte ertrug es nicht, von dem russischen Kaiser, den er kaum für seines Gleichen hielt, wie ein Fürst vom zweiten Range zu Rede gestellt zu werden; und Alexander, der die französischen Armeen nach Pom=

mern vorrücken sah, konnte sich nicht überzeugen, daß Napoleon, wenn er auch diesmal nachgebe, dabei eine andere Absicht habe, als den Kampf um die Oberherrschaft einstweilen noch aufzuschieben, bis er denselben unter günstigeren Aussichten würde beginnen können.

Mittlerweile und ehe die Unterhandlungen sich völlig zerschlugen, wurden von den Rathgebern Napoleons alle die Gründe angeführt, die gegen eine so weitgreifende, so gewagte und so wenig motivirte Unternehmung sprachen. Sie behaupteten, es handle sich von keinem Nationalinteresse, von keinem Nationalehrenpunkt; sie beriefen sich auf den Umstand, daß man bereits über die Basis der Unterhandlungen übereingekommen sey, und stellten den Antrag, die Kriegsrüstungen nicht weiter zu betreiben; sie hielten es für gewagt, eine Armee nach Preußen zu schicken und diesem Staate ein Contingent abzufordern, und meinten, der Krieg mit Rußland würde dadurch unvermeidlich, indem diese Macht sich durch solche Drohungen nicht einschüchtern lassen dürfe, wenn sie anders nicht ihren ganzen Einfluß nach innen und nach außen verlieren wolle.

Diese Rathgeber bemerkten ferner, ein Krieg gegen Rußland sey nur dann durch die Politik geboten, wenn die unter französischem Einflusse stehenden Staaten, im Mißmuth über ihr Verhältniß, in Versuchung kommen sollten, sich um den Schutz Rußlands zu bewerben und den Kaiser Alexander als ihren Führer

und Schirmvogt anzuerkennen. Dazu werde es aber nicht kommen, da es Frankreich in seiner Gewalt habe, durch eine schonende Behandlung dieser Staaten sich ihrer Treue zu versichern. Unter dieser Bedingung würden die genannten Staaten die Lust verlieren, sich an Rußland anzuschließen; Frankreich würde keinen Grund mehr haben, auf diese Macht eifersüchtig zu seyn und sich mit derselben in einen zweifelhaften Kampf einzulassen.

Man hätte hinzufügen können, obschon es sich nicht gut sagen ließ, daß in dieser Hinsicht für Frankreich nichts leichter gewesen seyn würde, als seine Politik zu Gunsten jener kleineren Staaten zu mildern, für die sich Rußland etwa verwenden möchte.

Diese Politik war bis jetzt ein gleichförmiges System von Beleidigungen und Drohungen gewesen. Frankreich hatte seinen Einfluß in Europa nicht sowohl den Bestimmungen der Staatsverträge, als der Furcht zu verdanken, mit der man sich an die vorigen Kriege erinnerte. Alle Staaten von Deutschland fühlten die traurigen Wirkungen der despotischen Gewalt, die von Männern geübt wurde, die sich, gerade wie Napoleon und seine militärischen Statthalter, in einer ganz neuen Stellung befanden. Auf der andern Seite konnten Napoleon und seine Trabanten, im Bewußtseyn ihrer Schuld, sich der Furcht nicht erwehren, daß die unterjochten Völker bei einer günstigen Gelegenheit gegen sie aufstehen

würden. Sonach war Napoleon durch kein französisches Interesse, durch keinen Ehrenpunkt zu einem Kriege gegen Rußland aufgefordert; er konnte, wie es scheint, der Versuchung nicht widerstehen, wieder einmal eine große Schlacht zu schlagen, einen großen Sieg zu erfechten, seine siegreiche Armee wieder in eine große Hauptstadt zu führen — mit einem Worte, Rußland, das unter allen Staaten des Festlandes noch allein als ein von Frankreich unabhängiger Staat betrachtet werden konnte, durch Waffengewalt unter seinen Willen zu beugen.

So wurde die Frage über Krieg und Frieden von den französischen Politikern des Tags erörtert. Sie gehen dabei durchaus von keinem höhern Grundsatze aus; sie machen aufmerksam auf die Schwierigkeit und die Gefahren des Unternehmens, auf essen Kostspieligkeit und auf die geringe Wahrscheinlichkeit, daß durch die gewöhnlichen Mittel der Confiscation, der Plünderung und durch Erhebung von Kriegscontributionen sich ein Gewinn werde erzielen lassen; sie bemühen sich, zu zeigen, daß durch diesen Krieg auch im glücklichsten Falle der heillose Kampf in Spanien doch zu keinem glücklichen Ausgang werde gebracht werden; alle diese verschiedenen Gründe werden mit mehr oder weniger Nachdruck geltend gemacht, je nach dem Charakter und der Stellung des Sprechers, je nachdem derselbe bei Napoleon in Gnaden steht

Aber unter allen diesen Sprechern hatte, so viel wir lesen oder hören, keiner den Muth, die männliche Frage zu stellen: Ist der Krieg gegen Rußland auch gerecht? Was hat es gegen uns verschuldet? Der Vertrag von Tilsit hatte die beiden Kaiser zu Freunden gemacht; sie sind als solche zu Erfurt mit einander umgegangen; wie und warum ist dieses anders geworden? Warum ist seit diesem Zeitpunkte Rußland aus der Stellung einer befreundeten und anerkanntermaßen gleichbedeutenden Macht in Beziehung auf Frankreich in die Stellung eines untergeordneten und zinsbaren Staates gekommen? Warum hat Napoleon das Herzogthum Oldenburg, das in einem besondern Artikel des tilsiter Vertrags als das Eigenthum von Alexanders Schwager anerkannt worden, an sich gerissen? Mit welchem Rechte hat er Rußland, einem freien und unabhängigen Staate, wie er es selbst nannte, zumuthen können, sich das Continentalsystem mit allen seinen Nachtheilen gefallen zu lassen? — Und wie läßt es sich mit dem Rechte oder auch nur mit der Schicklichkeit vereinen, wenn Napoleon, um seine grundlosen Forderungen gegen einen unabhängigen, in Vertragsverhältnissen mit ihm stehenden Staat geltend zu machen, seine Armeen an dessen Grenze versammelt und dessen Nachbaren zu gleichem Zweck unter die Waffen ruft? — Solche Gründe der Moral und der Gerechtigkeit wurden mit keinem Worte erwähnt, was eben

nicht zu verwundern ist, in soferne durch eine weitere Ausführung eines so inhaltschweren Gegenstandes der Hauptgrundsatz der Politik Napoleons angefochten worden wäre, der Grundsatz nämlich, mit Hintansetzung aller andern Rücksichten jeden sich ergebenden Vortheil zu benützen. „Man lasse uns nichts von Grundsätzen hören," sagte der Minister, der damals bei Napoleon am meisten galt. „Unsere Regierung richtet sich nach keiner Theorie, sondern nach den jedesmaligen Umständen."

Wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß Fouché gegen den russischen Krieg Einsprache that. Er hatte, unter dem Vorwand, daß die Luft in Italien seiner Gesundheit nicht zusage, um die Erlaubniß, sich auf seinen, in der Nähe von Paris gelegenen Landsitz zu begeben, gebeten und auch erhalten. Aber Napoleon, der ihm nicht traute, gab der Polizei den Auftrag, alle Schritte ihres ehemaligen Chefs zu beobachten. Fouché, der dieses wußte und den Kaiser mit seinen Vorstellungen überraschen wollte, schloß sich in sein Gemach ein, um eine Denkschrift aufzusetzen, durch die er sich wieder ins Andenken, wenn auch nicht in Gunst zu bringen hoffte.

In dieser trefflichen Schrift gab Fouché dem Kaiser zu bedenken, daß er bereits der unumschränkte Herr des schönsten Reiches sey, das die Welt je ge-

sehen, und daß die Lehren der Geschichte den Gedanken der Universalherrschaft verwürfen. Das französische Reich hatte, nach Fouché, bereits den Punkt erreicht, wo der Beherrscher desselben eher auf Sicherstellung des Erworbenen, als auf neuen Erwerb denken sollte, der nur der Sicherheit des Ganzen Abbruch thun würde. Fouché legte den Accent auf die unermeßliche Ausdehnung des zu überziehenden Landes, auf dessen Armuth und strenges Klima; er bemerkte, wie Napoleon durch jeden neuen Sieg immer mehr von seinen Hülfsquellen abkommen und außer Stand seyn würde, seine Verbindungslinien gegen die Anfälle der Kosacken= und Tartarenschwärme zu sichern. Er beschwor den Kaiser, des Schicksals Karls des Zwölften zu gedenken.

„Wenn dieser kriegerische Monarch," sagte er, „nicht, wie Napoleon, das halbe Europa zu seiner Reserve hatte, so stand sein Gegner, der Czar Peter, auch nicht an der Spitze von 400,000 Soldaten und 50,000 Kosaken. Der Angreifende," fuhr er fort, „würde die Abneigung der höhern Stände, den Fanatismus des Landvolks, den Widerstand der dem Klima zugebildeten Soldaten zu bekämpfen haben. Bei dem geringsten Unfall werden die englischen Intrikanten sich rühren, die alliirten Truppen sich sträuben; es sind sogar Verschwörungen in Frankreich zu befürchten, besonders wenn die Meinung dort aufkommt, daß Napoleon die Wohlfahrt des Staats seinem unersättlichen Verlangen nach neuen

Unternehmungen und entfernten Eroberungen zum Opfer bringe."

Fouché erschien in den Tuillerien und bat vor den Kaiser gelassen zu werden, in der Hoffnung, daß dieser überraschende Schritt und der Inhalt seiner Denkschrift die Aufmerksamkeit des Kaisers erregen würden. Zu seinem großen Erstaunen eröffnete aber Napoleon die Audienz auf die ungezwungenste, gleichgültigste Weise. „Ich weiß," sagte er, „was Sie hieher führt; Sie wollen mir eine Denkschrift überreichen; her damit! Ich will sie lesen, ob ich gleich ihren Inhalt bereits kenne, der russische Krieg ist Ihnen eben so wenig recht, als der spanische."

„Euer kaiserliche Majestät verzeihen, wenn ich Höchstdenenselben einige Bemerkungen über diese wichtige Krise vorlege," sagte der überraschte Staatsmann, der das, was er so geheim gehalten, verrathen sah.

„Es ist gar keine Krise," fuhr Napoleon fort; „es ist blos ein durchaus politischer Krieg. Spanien wird fallen, sobald ich den englischen Einfluß in St. Petersburg vernichtet haben werde. Ich habe 800,000 Mann; und für den, der eine solche Armee hat, ist Europa nur eine alte Hure, die sich Alles gefallen lassen muß. Haben Sie mir nicht selbst gesagt, das Wort impossible sey nicht gut französisch? In meinem Betragen nehme ich mehr Rücksicht auf meine Armee, als auf Euch andere große Herren, die Ihr

zu reich geworden seyd. Ihr zeigt Euch für mich besorgt; es bangt Euch aber nur vor der allgemeinen Verwirrung, die nach meinem Tode eintreten möchte. Lassen Sie das gut seyn und sehen Sie in dem russischen Kriege eine weise, durch die wahren Interessen Frankreichs und durch die allgemeine Sicherheit gebotene Maßregel. Kann ich dafür, daß die große Macht, zu der ich gelangt bin, mich zwingt, die Diktatur der Welt zu übernehmen? Meine Sendung ist noch nicht erfüllt, — ich habe bis jetzt nur eine Skizze eines Gemäldes geliefert, das ich vollenden muß. Es darf in ganz Europa nur ein Gesetzbuch, nur einen obersten Gerichtshof geben. Dieselbe Münze, dasselbe Maß und Gewicht, dieselben Gesetze müssen in ganz Europa gelten. Ich muß alle europäischen Nationen in einen Staat vereinigen, und Paris muß die Hauptstadt desselben werden. Jetzt dienen Sie mir nicht mehr so gut wie sonst, weil Sie meine Angelegenheiten in Gefahr glauben; aber ehe ein Jahr vergeht, werden Sie mir wieder denselben Eifer beweisen, wie zu den Zeiten von Marengo und Austerlitz. Glauben Sie mir, Sie werden noch größere Dinge sehen. Leben Sie wohl, mein Herr Herzog. Spielen Sie nicht die Rolle eines in Ungnade gefallenen Höflings, eines streitsüchtigen Tadlers der Regierungsmaßregeln, und haben Sie die Güte, Ihrem Kaiser ein wenig zu vertrauen."

Buonaparte ließ hierauf Fouché stehen, der sich

jetzt besinnen konnte, wie er, der sich auf die Kunstgriffe der Polizei so gut verstand, von derselben habe ausgeforscht werden können; *) er mochte sich auch wohl freuen, daß seine Sache, die dem Kaiser mißfiel, doch noch so gut für ihn abgelaufen sey.

Indem Napoleon die Vorstellungen des schlauen Fouché auf diese Art zurückwies, gab er sich hinwiederum alle Mühe, seinen verschiedenen Rathgebern den Krieg, den er unabänderlich beschlossen hatte, in dem günstigsten Lichte darzustellen und sie dadurch für seine Meinung zu gewinnen. Für die Armee im Allgemeinen hatte das Wort Krieg die Bedeutung von Beförderung, Anstellung, Plünderung, Auszeichnung und Pensionen. — Den Generalen gab der Krieg Marschallsstäbe, — den Marschällen Kronen und Zepter. — Zu den Civilisten sagte Napoleon, wie zu

*) Fouché erinnerte sich nachher, daß ein Individuum in seiner Nachbarschaft, der Maire einer Municipalität, den er früher als Polizeiminister selbst gebraucht hatte, eines Morgens mit großer Hast in sein Arbeitszimmer eingedrungen sey, angeblich, um sich für einen bedrängten Klienten zu verwenden. Er kam nun auf den Gedanken, daß, während er damit beschäftigt war, die Papiere aufzusuchen, von denen es sich handelte, der Maire Gelegenheit gefunden haben werde, einen Blick auf die Bogen, die auf seinem Schreibtische lagen, zu werfen, wo die öfters vorkommenden Buchstaben V. M. I. und R. M. ihn vermuthen ließen, daß eine Denkschrift an den Kaiser im Werke sey, und wo er aus ein paar Worten auf den Inhalt schließen konnte.

Fouché, es sey blos ein politischer Krieg gemeint — er sey nothwendig, der fünfte Act des ganzen Dramas — die Lösung des Knotens. — Gegen seine vertrauteren Freunde äußerte er sich, seine Macht beruhe auf der öffentlichen Meinung; er könne darum nicht stille stehen, sondern müsse entweder immer vorwärts schreiten oder nothwendig Rückschritte machen. Gegen seinen Oheim, den Kardinal Fesch, bediente er sich eines ganz eigenen, höchst auffallenden Grundes. Dieser Prälat, ein eifriger Katholik, hatte sich das Betragen seines Neffen gegen den Pabst sehr zu Herzen genommen und sah zufolge dieser Stimmung die Rüstungen zu einem so furchtbaren Unternehmen mit der größten Besorgniß. Mit einer Freimüthigkeit, die er sich noch nie erlaubt hatte, beschwor er seinen Verwandten, die Vorsehung nicht zu versuchen, nicht mit Himmel und Erde, den Menschen und dem Elemente zumal anzubinden, da er unter dem Gewicht so vieler Feindschaften nothwendig erliegen müsse. *)

So

---

*) Es ist in der That merkwürdig, daß die Mutter des Kaisers (Madame Mére, wie sie genannt wurde) ein Vorgefühl davon hatte, daß das glänzende Glück ihrer Familie noch vor ihrem Tode ein Ende nehmen würde. Wenn ihre Kinder über ihren Hang zur Sparsamkeit scherzten, pflegte sie zu sagen, sie spare für sie auf die Zeit ihrer Noth; und sie kam auch wirklich in den Fall, ihre Ersparnisse auf diese Weise verwenden zu müssen.

So lebhaft angegriffen, nahm Buonaparte den Kardinal bei der Hand und führte ihn ans Fenster, öffnete es und sagte ihm: „Sehen Sie den Stern dort oben?“

„Nein Sire,“ erwiederte dieser.

„Je nun, ich sehe ihn,“ erwiederte Buonaparte und ließ den Kardinal stehen, als hätte er alle seine Gründe vollkommen widerlegt.

Diese Worte lassen eine doppelte Auslegung zu: Napoleon wollte entweder dadurch den großen Abstand zwischen seiner und des Kardinals politischer Ansicht, oder sein unbegrenztes Vertrauen auf seinen Glücksstern ausdrücken. Da er sich aber durch ein solches Vertrauen nicht abhalten ließ, wenn es die Erreichung eines Zweckes galt, von seinen Mitteln Gebrauch zu machen, so haben wir jetzt die politischen Maßregeln zu erwägen, durch die er den Krieg gegen Rußland auf eine vortheilhafte Weise einzuleiten suchte.

Fünftes Kapitel.

Verbündete, auf deren Beistand Buonaparte etwa rechnen konnte. — Sein Zerwürfniß mit dem Kronprinzen von Schweden. — Dieser schließt einen Vertrag mit Rußland. — Bedenkliche Stellung des Königs von Preußen, dessen Allianz der Kaiser Alexan-

der deßwegen ablehnt. — Preußen wird zu einem Vertrage mit Frankreich gezwungen. — Verhältnisse zwischen Oesterreich und Frankreich. — Buonaparte macht sich gegen Oesterreich verbindlich, Polen nicht zu revolutioniren. — Er begeht einen politischen Fehler, indem er sich nicht um eine Allianz mit der Pforte bewirbt.

Die verschiedenen Mächte, die das größte und letzte Wagestück Napoleons mehr oder weniger fördern oder behindern konnten, waren im Norden von Europa Dänemark, Sachsen, Schweden und Preußen, im Süden Oesterreich und das türkische Reich.

Dänemark und Sachsen waren der Sache Frankreichs ganz ergeben; aber die erstere Macht, die ihre Matrosen an Napoleon überlassen hatte, konnte ihm keine Landtruppen geben. Sie hatte deren kaum genug, um sich gegen irgend einen Angriff von Schweden oder England zu vertheidigen.

Auch Sachsen hielt es mit Napoleon, der dessen Gebiet erweitert und den Kurfürstenhut seines Beherrschers in eine Königskrone verwandelt hatte. Im Falle der Wiederherstellung von Polen mußte der König von Sachsen voraussichtlich das Großherzogthum Warschau verlieren. Da er aber nur wenig Nutzen davon hatte und auf Entschädigung rechnen konnte, so blieb er, ungeachtet dieser Aussicht, ein entschiedener Anhänger Napoleons.

Anders verhielt es sich mit Schweden, das seit Franz dem Ersten Frankreichs natürlicher Allirter gegen Rußland gewesen, dem es als Nachbar im

Kriege wesentlichen Schaden zufügen konnte. Jetzt herrschte sogar ein Franzose in Schweden. Allein der Kronprinz war von Napoleon weit mehr mißhandelt als begünstigt worden. Durch die schonungslose Weise, mit der der Kaiser gegen diejenigen seiner Allirten und Nachbarn, die sich nicht unbedingt in seinen Willen fügen wollten, verfuhr, hatte er sich die Schweden und seinen ehemaligen Waffengefährten entfremdet. Wir haben bereits bemerkt, durch welche Gründe, oder besser, durch welche Deklamationen er die Schweden zu einer gänzlichen Ausschließung aller englischen Manufakturwaaren zwingen wollte, und zwar gegen die Bestimmung eines erst vor kurzem abgeschlossenen Vertrags, nach welchem den Schweden gestattet seyn sollte, nach Ausschließung der englischen Waaren im Allgemeinen auch ferner noch Kolonialprodukte und Salz einzuführen. Mit denselben Drohungen war er auch in den Kronprinzen gedrungen, England den Krieg zu erklären.

Obgleich ihm nun beides gelungen war, so konnte er doch Großbritannien nicht zwingen, Schweden als Feind zu behandeln. England schien im Gegentheil auch nicht im geringsten sein freundschaftliches Benehmen gegen einen Staat zu ändern, der, wie es wohl wußte, nur einer unwiderstehlichen Gewalt nachgegeben hatte. Darum litt aber Schweden nicht weniger durch das anti-sociale System Na-

poleons. Es sah sich auf einen bloßen Küstenhandel beschränkt; von seinen Handelsschiffen, die von einem Hafen zum andern schlichen, wurden mehr als fünfzig von den dänischen und französischen Kapern, unter dem Vorwand, das Continentalsystem zu handhaben, aufgebracht und confiscirt. Der Kronprinz beschwerte sich darüber bei der französischen Behörde; es erfolgten aber nur leere Versprechungen; die Kaper trieben ihr Wesen fort und es fand kein Ersatz Statt. Baron Alquier, der französische Gesandte zu Stockholm, führte, wie sich Bernadotte ausdrückt, die Sprache eines römischen Prokonsuls, ohne zu bedenken, daß er keine Sklaven vor sich habe.

Als er z. B. aufgefordert wurde, unumwunden zu erklären, was Napoleon von Schweden verlange und was er diesem hinwiederum zu bewilligen gedenke, antwortete Alquier, „der Kaiser verlange, daß sich Schweden in allen Stücken nach seinem Systeme bequeme; erst wenn dieses geschehen sey, könne man fragen, was Seine kaiserliche Majestät etwa für Schweden zu thun geneigt seyn möchte."

Bei einer andern Gelegenheit hatte der französische Gesandte die Dreistigkeit, einen fernern Verkehr mit dem Kronprinzen in Beziehung auf die Gegenstände seiner Sendung abzulehnen und zu verlangen, daß sonst jemand bestimmt werden möge, um mit ihm zu communiciren. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Baron Alquier

indem er sich solchergestalt über alle diplomatischen Formen hinwegsetzte, nur die Befehle seines Herrn befolgte, der den aus dem französischen Unterthanenverhältniß feierlich entlassenen Kronprinzen von Schweden noch immer wie seinen Unterthan und Dienstmann behandeln wollte. Napoleon erlaubte sich sogar, in Gegenwart seiner Höflinge zu sagen, er habe gute Lust, Bernadotte sein Studium der schwedischen Sprache in dem Schlosse Vincennes vollenden zu lassen. Der Kaiser soll ernstlich damit umgegangen seyn, seiner Drohung Kraft zu geben; es war von einem Anschlag die Rede, sich der Person des Kronprinzen zu bemächtigen und ihn zu Schiff als Staatsgefangenen nach Frankreich abzuführen. Von Salazars, einem ehemaligen Adjutanten von Marmont, noch zu rechter Zeit gewarnt, entging der Prinz jedoch dieser Gefahr.*)

Bei so vielen Anlässen zu gegenseitiger Erbitterung zwischen Frankreich und Schweden, die alle darin ihren Grund hatten, daß Napoleon den Kronprinzen zu seinen Maßregeln hindrängen, nicht leiten wollte, war nicht zu vermuthen, daß dieser irgend eine Gelegenheit versäumen würde, seine Unabhängigkeit zu behaupten und sich gegen ein schimpfliches Joch zu sträuben, das ihm auf die empörendste Weise aufgebürdet werden wollte.

---

*) Beilage Nro. 6.

So standen die Sachen zwischen beiden Staaten, als bei der nahen Aussicht auf den russischen Krieg Schwedens Beistand für Frankreich höchst wichtig wurde. Allein womit konnte Napoleon einen beleidigten Freund wieder versöhnen? Etwa durch das Anerbieten, ihm wieder zu dem Besitz von Finnland zu verhelfen, das die Russen mit Napoleons Genehmigung von Schweden abgerissen hatten? Allein der Kronprinz erwog, daß ein Krieg zum Behuf der Wiedereroberung von Finnland dem Lande unerschwingliche, mit dem möglichen Gewinn ganz in keinem Verhältniß stehende Kosten verursachen, daß Finnland in den Händen Schwedens ein ewiger Zankapfel zwischen beiden Staaten seyn würde, die dagegen, durch den bothnischen Meerbusen getrennt, füglich gute Freunde bleiben könnten. Wenn aber Schweden in dem bevorstehenden Kriege auf die Seite Rußlands und folglich auch Englands trat, so konnte es unter dem Schutze beider Mächte auf die Eroberung von Norwegen denken, das ihm so bequem lag und wodurch es vollends in den Besitz der skandinavischen Halbinsel kam. Man behauptet, der Kronprinz habe dem Kaiser insgeheim gegen die Zusicherung von Norwegen und Finnland seine Allianz angetragen, die von diesem mit Verachtung abgelehnt worden sey. Die ganze Sache ist indessen bestritten und geläugnet worden.

Als Buonaparte sah, daß er den Kronprinzen

nicht wieder gewinnen könne, was er übrigens kaum ernstlich versucht zu haben scheint, trug er kein Bedenken, ohne alle vorläufige Kriegserklärung Schweden den empfindlichsten oder vielmehr den einzigen Streich zu versetzen, der noch in seiner Macht stand. Im Januar 1812 rückte Marschall Davoust in Schwedisch-Pommern ein, welches die einzige Provinz ist, die Schweden auf der Südseite des baltischen Meeres besitzt; er nahm das ganze Land mit der Hauptstadt in Besitz und bereitete sich, denjenigen Theil des preußischen Gebiets, der noch nicht von den Franzosen besetzt war, zu überziehen.

Da Schweden wegen dieses feindseligen Schrittes keine Genugthuung erhielt, so schloß es am 24sten März 1812 einen Staatsvertrag mit Rußland, durch welchen es sich anheischig machte, Frankreich den Krieg zu erklären und mit einem aus 25- bis 30,000 Schweden und 15- bis 20,000 Russen bestehenden Heere auf irgend einem Punkte Deutschlands eine Diversion zu versuchen. Dafür sollte der Kaiser von Rußland seinerseits entweder durch Unterhandlungen oder durch militärische Mitwirkung Schweden zu dem Besitze von Norwegen verhelfen und zu diesem Zwecke die russische Armee, die sich damals in Finnland befand, in Bereitschaft halten. So ward die Macht Schwedens, durch den hohen Ruf seines gegenwärtigen Oberhauptes noch bedeutend verstärkt, gegen Frankreich in die Wage gelegt, dem es, ohne das

leidenschaftliche und unpolitische Betragen Napoleons, wahrscheinlich eben so treu geblieben seyn würde, als es sich seit dem Bündniß von Franz I. und Gustav Wasa bewiesen hatte.

Daß Schweden gerade in demselben Augenblick, wo seine Mitwirkung so nützlich gewesen wäre, beleidigt wurde, läßt sich in der That nur aus Napoleons Erbitterung gegen einen Prinzen erklären, indem er vom 18ten Brumaire an einen Nebenbuhler und jetzt einen widerspenstigen und aufrührerischen Vasallen sah. Er hätte wegen der Ehre und des Vortheils von Frankreich von solchen persönlichen Verhältnissen absehen sollen. Dies lag aber, wie es scheint, nicht in dem Charakter Napoleons, der, wenn er die ihm geleisteten Dienste im Andenken behielt, wie seine corsischen Landsleute, Beleidigungen, die ihm zugefügt worden, nimmermehr vergessen und dadurch manchmal verleitet werden konnte, mehr seinem Groll, als seiner Politik Gehör zu geben.

Bei dem Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Rußland mußte der König von Preußen nothwendig in große Verlegenheit gerathen. In seiner Stellung zwischen diesen beiden Mächten konnte er nicht wohl neutral bleiben; griff er zu den Waffen, so galt es zu überlegen, auf welche Seite er sich schlagen solle. Durch die Erpressungen der Franzosen zu Grunde gerichtet, von den französischen Besatzungen mißhandelt, vom Tugendbunde insgeheim

aufgestiftet, wünschte das preußische Volk nichts sehnlicher, als das Schwert gegen Frankreich zu ziehen; die Unabhängigkeit seines Königreichs wieder herzustellen, dessen Leiden zu rächen, war auch des Königs einziger Gedanke. Das Andenken an eine liebenswürdige und geliebte Königin, die in der Blüte ihres Lebens aus Gram über das Unglück ihres Vaterlandes, ihre Hände in die ihres Gemahls legend, starb, rief auch um Rache über Frankreich, das die Lebende beschimpft, die Todte gelästert hatte. *)

Es ist nun begreiflich genug, daß der König von Preußen, seinem ersten Gefühle folgend, sich Rußland in die Arme werfen und, gält es auch Krone und Leben, als dessen treuer Alliirter am Kriege Theil nehmen wollte. Allein der Kaiser Alexander sah ein, daß er durch die Annahme eines so edelmüthigen Anerbietens sich verbindlich machen würde, Preußen auf jeden Fall zu schützen, selbst wenn, wie

*) Der Moniteur hat sich nicht entblödet, mehr als einmal auf eine Liebesintrike zwischen dieser Fürstin und dem Kaiser Alexander anzuspielen, und Buonaparte hat sowohl Hrn. Las Cases als Andere versichert, die Sache sey wahr, und sich sogar den Scherz erlaubt, er habe selbst den König von Preußen abseits gehalten, um den Liebenden gefällig zu seyn. Dies verträgt sich so wenig mit dem allgemein anerkannten hochherzigen Charakter dieser unglücklichen Fürstin, daß wir keinen Anstand nehmen, solches als Verleumdung zu bezeichnen — eine Waffe, die Napoleon weder in öffentlichen, noch Privatstreitigkeiten niemals verschmäht hat.

es leicht möglich war, der Krieg mit Niederlagen beginnen sollte. Die stärksten Festungen in Preußen waren in den Händen der Franzosen, die Armee des Königs betrug nicht mehr denn vierzigtausend Mann, und es war keine Zeit, die Nationaltruppen zu bewaffnen oder zu organisiren. Um mit diesen vierzigtausend Mann, oder mit dem Theil derselben, den man aufbringen konnte, eine Vereinigung zu bewerkstelligen, hätte Alexander den Krieg übereilen und eine starke Armee nach Schlesien zur Aufnahme der preußischen Truppen senden müssen. An den Ort ihrer Bestimmung gekommen, würde aber diese Armee alle Streitkräfte Frankreichs, Sachsens und des Rheinbundes in der Fronte und die Truppen des Großherzogthums Warschau, wahrscheinlich durch ein österreichisches Hülfskorps verstärkt, im Rücken gehabt haben. Durch dieses übereilte Vorrücken hätte man das Beispiel von Oesterreich nachgeahmt, das in den unglücklichen Feldzügen von 1805 und 1809, um sich Allirte zu verschaffen, seine Armeen über Hals und Kopf nach Baiern geschickt und denselben dadurch die entscheidenden Niederlagen von Ulm und Eckmühl zugezogen hatte. Auch das Beispiel, das Preußen im Jahre 1806 gegeben, wo der Herzog von Braunschweig nach Sachsen vorgerannt war und dafür bei Jena büßen mußte, war abschreckend genug.

Aus diesen allerdings warnenden Vorgängen hat=

ten sich der russische Kaiser und sein Kabinet die Regel abgezogen, das allzufrühe Zusammentreffen mit den Franzosen zu vermeiden, ihnen nicht entgegenzurücken, sondern sie vielmehr in die unermeßlichen Wüsten und Wälder Rußlands zu locken, wo der Eingedrungene weder Proviant, noch andere Hülfsquellen finden und jeder Bauer ein wehrhafter Feind seyn würde. Die Mitwirkung von 40,000 Mann, von denen vielleicht kaum die Hälfte zusammengebracht werden konnte, war offenbar kein hinreichendes Motiv, einen so reiflich erwogenen Operationsplan abzuändern. Der Kaiser Alexander lehnte daher das Anerbieten des Königs von Preußen ab, um diesen nicht in Unfälle zu verwickeln, die er nicht würde abwenden können, ohne seinen wohlberechneten Plan aufzugeben. In soferne aber dem König, der nicht neutral bleiben konnte, jetzt keine andere Wahl blieb, als sich an Frankreich anzuschließen, so stellte es ihm Alexander edelmüthigerweise anheim, diejenigen Verbindungen einzugehen, von denen er sich in seiner Lage die größten Vortheile versprechen könne. Er verband damit die Versicherung, daß der König an dem Glück der russischen Waffen unbedingt Theil nehmen könne, zu welchen Schritten er auch früher durch die Noth hätte mögen bestimmt worden seyn.

Der König von Preußen, der seine Allianz von Rußland ausgeschlagen sah, war bei Frankreich kaum glücklicher. Er bot dieselbe zu wiederholten Malen

dem Kaiser Napoleon an, besonders in den Monaten März, Mai und August 1811; da er aber keine genügende Antwort erhielt, fing er an zu besorgen, daß sein Untergang beschlossen sey. Diese Furcht war nicht ganz ungegründet. Napoleon mochte, wie es scheint, diesen Fürsten nicht leiden, und soll eines Tages, als er einen Blick auf die Karte des preußischen Gebiets warf, ausgerufen haben: „Wie habe ich diesem Manne so viel Land lassen können?“ Man hat überdies noch guten Grund, zu glauben, daß Napoleon von den geheimen Unterhandlungen zwischen Rußland und Preußen entweder wirklich Kenntniß erhalten oder dieselben wegen ihrer Wahrscheinlichkeit als eine Thatsache vorausgesetzt habe. So viel ist gewiß, er besann sich, ob er Preußen als einen unabhängigen Staat bestehen lassen solle.

Endlich ward jedoch am 24sten Februar 1812 dem König ein Traktat vorgelegt, mit der Bemerkung, daß, wenn er denselben unterzeichne, er noch länger den Namen und Titel eines Königs von Preußen führen solle, und daß im entgegengesetzten Falle Davoust den Befehl habe, das preußische Gebiet zu überziehen und feindlich zu behandeln. Sonach hielt es Napoleon für angemessener, diesen Fürsten, dem er nicht traute, einstweilen noch zu verschonen und sich seines Beistandes zu versichern, als ihn in die Arme Rußlands zu drängen. Die Bedingungen waren hart genug: Preußen mußte 20,000 Mann mit 60 Geschützen, die ganze ver-

wendbare Streitmacht, die ihm von der stehenden Armee des großen Friedrichs geblieben war, zur Verfügung Frankreichs stellen und die französische Armee auf ihrem Durchzug durch das preußische Gebiet verpflegen und mit allen Bedürfnissen versehen; doch sollten diese Leistungen von der frühern Kriegscontribution, die Preußen noch nicht bezahlt hatte, abgerechnet werden. Es wurden noch verschiedene andere Maßregeln getroffen, um die Franzosen in Stand zu sezen, sich im Nothfall der noch übrigen preußischen Festungen zu bemächtigen und das Volk, von dem im Falle eines Unglücks ein Aufstand zu befürchten war, wehrlos zu machen. Während also Rußland seine Macht durch den Beistand Schwedens, des alten Bundesgenossen von Frankreich, stärkte, zog das noch übrige Heer des Königs Friedrich, der im Herzen Alexanders bester Freund war, mit den Franzosen gegen die Russen zu Felde.

Als Eidam des Kaisers von Oesterreich hatte Napoleon begreiflicherweise eine gewichtige Stimme in dessen Kabinet; doch war dieses für seine ehrgeizigen Vergrößerungsplane darum noch keineswegs eingenommen. Metternich, der im Frühjahr 1811 nach Wien mit der Ueberzeugung zurückgekommen war, daß die so eben gefeierte Heirath Napoleon nicht vermögen würde, sein Schwert in die Scheide zu stecken und Europa eine dauernde Ruhe zu gönnen, hatte dies seinem Herrn nicht verhehlt. O-

sterreich, von seinem furchtbaren Verbündeten fortgerissen, verstand sich jetzt zwar zur Stellung eines Contingents von 30,000 Mann, vergaß aber nicht, wie schonend der Kaiser Alexander als Alliirter Napoleons im Feldzuge von Wagram den Krieg gerührt, und gab daher dem Fürsten Schwarzenberg, der das österreichische Continzent befehligte, die Weisung, in diesem Kriege eben nur so viel zu thun, als von einem Hülfskorps schlechterdings gefordert werden könne.

Durch die nothwendige Rücksicht auf das österreichische Interesse sah sich jedoch Napoleon in dem Gebrauche seiner furchtbarsten Waffe gegen Rußland beschränkt. Die Wiederherstellung des Königreichs Polen ist hier gemeint, durch welche, wie wir bereits bemerkt haben, Rußland eine seiner schönsten Provinzen verloren haben würde, wieder in den Zustand eines asiatischen Staates versetzt worden und aus aller Berührung mit der civilisirten Welt gekommen wäre. Daran war jedoch nicht zu denken, so lang Oesterreich im Besitze von Gallizien blieb; und dieser Staat hatte es in seinem Allianztraktate mit Frankreich zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß Napoleon zur Wiederherstellung der polnischen Unabhängigkeit nichts thun dürfe, ohne die Einwilligung von Oesterreich, und ohne diesem eine Entschädigung für denjenigen Theil seines polnischen Gebietes zu geben, zu dessen Abtretung es sich etwa

entschließen möchte. Zum Entschädigungsobjekt waren die illyrischen Provinzen bestimmt, die in einem solchen Falle wieder an Oesterreich zurückgegeben werden sollten.

Diese Bedingung war gewissermaßen eine Fessel für Napoleon; er konnte das kriegerische Polen jetzt nicht mehr revolutioniren und blieb auf die Hülfsquellen des Großherzogthums Warschau beschränkt. Sein Eigensinn, ein Land, das er einmal in Händen hatte, schlechterdings nicht wieder fahren lassen zu wollen, war Schuld daran. Ohne diesen Eigensinn hätte er sein Verhältniß mit Oesterreich gar leicht vereinfachen können. Die illyrischen Provinzen gewährten Frankreich keinen Nutzen, hatten aber für Oesterreich den größten Werth. Gab er diese Provinzen an Oesterreich zurück, so ließ ihm dieses freie Hände in Polen; er konnte dann über Gallizien und über die polnischen Provinzen, die er den Russen abnahm, nach Gefallen verfügen. Ist der Zweifel, den de Pradt hiegegen erhebt, gegründet, so konnte Napoleon etwa auch noch Venedig in die Wagschale legen. Wir haben aber Grund, zu glauben, daß er mit den illyrischen Provinzen ausgereicht haben würde.

Buonaparte kann die Wichtigkeit, ganz Polen zu Pferde zu bringen, wie er sich ausdrückte, nicht verkannt haben; es kann aber seyn, daß er kein unabhängiges Polen wollte, oder daß er Bedenken trug, die illyrischen Provinzen, das Eigenthum Frank-

reichs, hinzugeben, um ein, wenigstens dem Namen nach unabhängiges Königreich zu gründen, oder daß er der Meinung war, er könne mit leeren Versprechungen die Polen zu Allem bringen. Dies sind eben so viele Vermuthungen; gewiß ist aber, daß er sich durch seine Gefälligkeit gegen Oesterreich sein Spiel in Polen verdarb, daß er sich dadurch insbesonde reum den Beistand der Lithauer zu einer Zeit brachte, wo er für ihn den größten Werth gehabt haben würde.

Auch der Türkei mußte sich Buonaparte versichern, ehe er Rußland angriff. Die Türken sind die natürlichen Feinde Rußlands, und hatten von jeher als die natürlichen und treuen Alliirten Frankreichs gegolten. Nur der Umstand, daß es für Napoleon weit leichter war, Feinde zu zermalmen, als Freunde zu gewinnen, macht es begreiflich, daß er in einer so wichtigen Periode seinen Einfluß auf die Pforte verlieren konnte.

Bayerische Staatsbibliothek München

reichs, hinzugeben, um ein, wenigstens dem Namen nach unabhängiges Königreich zu gründen, oder daß er der Meinung war, er könne mit leeren Versprechungen die Polen zu Allem bringen. Dies sind eben so viele Vermuthungen; gewiß ist aber, daß er sich durch seine Gefälligkeit gegen Oesterreich sein Spiel in Polen verdarb, daß er sich dadurch insbesondere um den Beistand der Lithauer zu einer Zeit brachte, wo er für ihn den größten Werth gehabt haben würde.

Auch der Türkei mußte sich Buonaparte versichern, ehe er Rußland angriff. Die Türken sind die natürlichen Feinde Rußlands, und hatten von jeher als die natürlichen und treuen Alliirten Frankreichs gegolten. Nur der Umstand, daß es für Napoleon weit leichter war, Feinde zu zermalmen, als Freunde zu gewinnen, macht es begreiflich, daß er in einer so wichtigen Periode seinen Einfluß auf die Pforte verlieren konnte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bq. 322

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich mit einer Übersicht der französischen Revolution

Bd.: 20

Stuttgart (1827)

P.o.angl. 574 t-51/54
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10752903-6